

Das verzauberte Land und andere Dichtungen von Wilhelm Henning


VET TES TAM EN
NOV TAM TVM
Dei
Sub Numine
Viget



Das verzauberte Island und andere Dichtungen.

3,50

Das verzauberte Island und andere Dichtungen.

Von

Wilhelm Henning.



Straßburg i. E. und Leipzig
Verlag von Josef Singer
Hofbuchhandlung
1908.

M. DuMont Schauberg, Strassburg

Bruno von Krepa.

Es war an einem heißen Julitage. Eine drückende Schwüle lagerte auf der Erde. Auf dem Acker erklangen hell die Sicheln, und leicht gekleidete Mädchen, welche den Kopf gegen die Sonnenstrahlen durch einen sogenannten Helgoländerhut geschützt hatten, waren emsig bemüht, die abgemähten Halme in Garben zu binden. Da überschritt ein Wanderer die Uchte und nahte sich der an dem Ufer des genannten Flusses gelegenen Burgruine Krepa. Schafe weideten um den Hügel; der Schäfer saß auf demselben und überschaute sinnend seine Herde. Er gedachte wohl nicht der Zeit, wo hier einst eine finstere Raubburg zum Schrecken des reisenden Kaufmannes gestanden.

Einsam und friedlich weiden die Schafe; verschwunden sind die Mauern und Türme der Burg; kein bepanzerter Ritter mit seinen Reisigen reitet mehr über die Zugbrücke; kein Edelfräulein wartet mehr mit sehnsüchtigen Blicken auf den nach Raub ausgerittenen Geliebten. Nur ein stiller Hügel ist zurückgeblieben. Mit solchen

Gedanken schritt der Wanderer weiter; da, wo ein kühler Bach, der Speckgraben, sein Wasser mit dem der Uchte vereinigt, ließ er sich nieder. Die Mücken summten, die Grillen zirpten; ein frischer Wind erhob sich und spielte mit den Blättern der hohen Pappeln und hohlen Weiden. Das Rauschen der Blätter schien unserem Wanderer (es war der Dichter) wie Gesang; er hörte die Weisen der Heimat. Auch das vorüberfließende Wasser hatte eine Sprache bekommen; feine Nixenstimmen erzählten folgende Geschichte:

Es war ein stürmischer Frühlingsabend des Jahres 1414. Der Schnee war erst vor einigen Tagen den ersten warmen Sonnenstrahlen gewichen. Heute brauste ein kalter Wind und feine Regentropfen fielen auf die Erde. Die Bäume ächzten, die Wölfe heulten, der Uhu ließ seinen schaurigen Ruf ertönen.

Da fuhren einige schwer belastete, verdeckte Wagen auf dem weichen Wege dahin. Vier bewaffnete Reiter ritten vorauf. In dem ersten Wagen saß ein alter ergrauter Herr neben einer eingehüllten jungen Dame. Es war der alte Handelsherr Stephan aus Tangermünde mit seiner Tochter Sophie. Der Kaufmann war in Hamburg gewesen und hatte Waren eingekauft, welche sich auf den drei Wagen befanden. Sophie

hatte, um auch einmal die große Handelsstadt Hamburg zu sehen, ihren Vater auf der Reise begleitet. „Es ist eine schreckliche Nacht, Kind," hob der Vater an, „es ist, als zöge Wodan mit den wilden Jägern durch die Luft. Es tut dir doch wohl schon leid, daß du bei dieser ungünstigen Jahreszeit die Reise mitunternommen hast?"

„O nein," antwortete Sophie, „in deiner Nähe fühle ich mich immer wohl. Doch, was flimmern dort für Lichter?"

„Es sind die Lichter der Burg Krepa, mein Kind", sagte ernst der alte Stephan.

„Die Burg des Raubritters Bruno von Krepa"! rief Sophie ängstlich.

„So ist es", sagte der Vater, „doch sei unbesorgt. Bruno von Krepa wird es nicht mehr wagen, uns anzugreifen; die Geduld unsers neuen Herrn, des Burggrafen Friedrich von Nürnberg, ist jetzt zu Ende, er wird unbarmherzig diese Edlen, diese Räuber strafen. Sollte uns aber der Herr von Krepa dennoch angreifen, wir werden ihm tapfer Widerstand leisten. Siehe, vier bewaffnete Männer reiten vorauf, unsere drei Kutscher sind handfeste Burschen, und auch ich weiß das Schwert zu führen."

Sophie fühlte sich durch diese Worte beruhigt. Langsam fuhren die drei belasteten Wagen weiter; noch immer rieselte kalter, feiner Regen hernieder.

Plötzlich tönten laute Stimmen aus dem Busche; wohl an zwanzig bewaffnete Männer stürzten sich auf die Reisenden; unter den Räubern war ein kräftiger Ritter; es war Bruno von Krepa. Letzterer rief dem alten Stephan zu: „Ergib Dich, Krämer! Wie kannst Du es wagen, in solcher Zeit hier zu passieren? Oder meinest Du, ich fürchte den Friedrich, den Tand von Nürnberg? Gib Deine Waren her, wenn Dir das Leben lieb ist!"

Der Kaufmann konnte nicht mehr antworten; schon standen seine Leute im heftigsten Gefechte mit den Buschkleppern; auch Stephan griff zu der Waffe. Bald war der Kampf beendet. Die Begleiter des Kaufmanns waren erschlagen, und auch Stephan sank vom tödlichen Strahl getroffen zu Boden. Auch waren vier Raubritter gefallen. Sophie hatte sich während des Kampfes im hintersten Winkel ihres Wagens verkrochen. Als sie aber ihren Vater zu Boden sinken sah, da kam sie schluchzend zum Vorschein. Bruno von Krepa sah sie zuerst, lachend rief er aus: „Das ist ein herrlicher Fang, nicht genug, daß uns der Krämer seine Waren überlassen, auch sein Töchterchen schenkt er uns. Noch heute muß ein Bote nach Tangermünde, um von den Angehörigen dieses Püppchens ein hohes Lösegeld zu fordern. Vorläufig mit dem Dämchen und den Wagen in die Burg!"

Die Wagen wurden nun in die Burg gefahren und die zitternde Sophie in das Burggefängnis geführt. — — — —

Zwei Tage waren seit diesem Ereignis vergangen. Der Abend war hereingebrochen. Wieder heulte und brauste der Sturmwind; die Wolken wurden von ihm an dem Monde, wie vom Wolfe verfolgte Schafe, vorübergejagt. Da schritt ein Wanderer durch den märkischen Wald und näherte sich der Burg Krepa. Es war Georg, der Sohn des getöteten Kaufmanns; er kam, um seine unglückliche Schwester aus dem Kerker durch ein Lösegeld zu befreien. Schon war er nicht mehr weit von der Burg entfernt, da glaubte er den Ton einer Harfe zu vernehmen. Georg blieb erstaunt stehen und sah um sich. Im Schilfe des Sumpfes, welcher ihn noch von der Burg trennte, erblickte er einen Jüngling, der, die Harfe spielend und dazu singend immer weiter in das weiße Schilf vordrang. Georg folgte ihm und lauschte dem Gesange; er vernahm folgende Worte:

Einsam blickt des Mondes bleiches Angesicht
Auf die stille Erde nieder.
„Horch, ein Geflüster, horch was er spricht,
Horch, tönt dort nicht ein Glöcklein wieder?"
Es ist ein Wanderer, er schreitet durch den Wald
Bei schaurigem, nächtlichem Schimmer.

„Ach erreiche ich die Heimat nicht bald,
Dann erreiche ich sie nimmer.“

„Sei mir gegrüßt, du heimatlicher Boden!
Sei mir gegrüßt, du heimatliche Flur!
Ach, was sind alle fremde Moden
Gegen deine heimische Natur!“
Er schreitet weiter durch Sumpf und Moor,
Beseligt von der Heimat Gefühle.
Ein Unkenruf dringt zu seinem Ohr,
Hervor aus sumpfigem Pfühle.

Da plötzlich sieht er Lichter schimmern!
„Es ist der liebe Heimatsort!“
Seht, wie sie flackern, wie sie flimmern,
Bald blinken sie auf, bald sind sie fort.
Und rastlos eilt er, ohne den Weg zu finden,
Folgt ihrem gespenstlichen Schimmer,
Bald sieht er sie wachsen, bald sieht er sie schwinden!
„Ach, ich erreiche die Heimat nimmer!“

Da rauscht es plötzlich in dem Rohr,
Und klar und sanft von Mond beschienen
Tritt aus dem hohen Schilf hervor
Ein Weib mit lieblichen Mienen,
Ihr Antlitz weiß wie Marmor war,
Luftiges Gewand umflatterte die Glieder,
Ein üppiges, langes, schwarzes Haar
Rann bis zur Ferse nieder.

Mit sanfter Stimme hub sie an:
„Komm' her, du lieber Gast,

Tritt näher doch du werter Mann,
Wie lang du geweilet hast.
Ich habe geblickt, ich habe gespäht
Mir schon die Augen matt,
Ein schauriger Wind herüberweht,
Komm', mach' mein Verlangen satt."

Sie winkt mit der klaren, weißen Hand,
Er kann nicht widerstehen,
Er folgt ihr ohne Widerstand,
Ihre Haare im Winde wehen — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — —

Da blickte sich plötzlich der Sänger um und sah Georg. Sofort verstummte der Gesang und der unheimliche Lautenspieler rief zornig: „Wer bist Du, Erdenwurm, daß Du mir folgst? Wie kannst Du es wagen, durch Deinen widerlichen Anblick die Nixe, welche mir winkte, zu verscheuchen! Sprich, Unglücklicher, was führt Dich hier her?"

Georg erwiderte bescheiden: „Ich will nach der Burg Krepa, durch Deinen wunderlichen Gesang angelockt, folgte ich Dir. Daß ich Deine Nixe durch meinen Anblick vertrieben, tut mir sehr leid; ich habe keine gesehen."

„Das glaube ich, Menschenkind," rief der Sänger ernst, nur erleuchtete Menschen ver-

mögen die Geister der Wasser und Lüfte zu schauen! Doch was führt Dich nach der Raubburg?"

„Ein trauriges Mißgeschick ist es, welches mich herführt", entgegnete Georg, „vor zwei Tagen wurde hier mein Vater erschlagen, seine Waren wurden ihm geraubt; meine Schwester sitzt gefangen im finstern Burgverließ; ich komme, dieselbe durch Geld zu lösen."

„Dann folge mir," sagte der Sänger traurig, „ich kenne hier Weg und Steg; ich will mit Dir gehen und Dich in die Burg führen, vielleicht kann ich Dir nützlich werden."

Schweigend schritten die beiden Wanderer weiter. Endlich waren sie an den Graben, welcher die Burg umgab, gekommen. Lautes Gelächter und Gläsergeklirre schallte von der Burg zu ihnen herüber.

„Sie feiern dem Bacchus ein Fest, sie verjubeln das Gut Deines Vaters", sagte der Sänger; dann wandte er sich gegen die Burg und rief feierlich: „So hast Du Dich also in den acht Jahren meiner Abwesenheit nicht verändert, Burg meiner Väter! Noch bist Du von demselben Fluche belastet."

Erschreckt blickte Georg den unheimlichen Mann an. Dieser bemerkte es und sagte: „Du staunest ob meiner Rede! So wisse denn, ich bin

der Sohn des Ritters dieser Burg und heiße wie er Bruno von Krepa. Doch das Handwerk meines Vaters behagte mir nicht: ich liebte von Jugend auf die Wissenschaften und den Gesang. Doch dieses gefiel meinem Vater nicht; ich wurde von ihm stets geringschätzig behandelt. Da starb, als ich sechzehn Jahre alt war, meine Mutter. Jetzt wurde es für mich unerträglich auf der Burg. Heimlich bei Nacht und Nebel verließ ich meine Geburtsstätte. Ohne Rast und Ruh ziehe ich jetzt schon acht Jahre lang als fahrender Schüler und Sänger durch die Lande; schon viele Länder habe ich durchstreift. Da erfaßte mich endlich die Sehnsucht nach meiner Heimat, auch habe ich Verlangen, meine Schwester Brunhilde, welche, als ich die Burg verließ, erst zehn Jahre zählte, und die jetzt zu einer blühenden Jungfrau herangewachsen sein muß, wiederzusehen. Doch ich will mich nicht zu erkennen geben, darum schweige von dem, was ich gesagt. Ich werde Dich zunächst als meinen Begleiter einführen und gedenke durch mein Spiel den Vater milde zu stimmen; auch wird er vom Wein berauscht sein, und ich werde als Lohn für meinen Gesang Deine Schwester fordern; dann kannst Du Dein Lösegeld sparen, und ich habe etwas von dem Unrechte meines Vaters gesühnt."

Da tönte ein Ruf durch die Nacht; der Wächter

der Burg hatte die beiden Wanderer bemerkt und fragte nach ihrem Begehr. Der Sänger rief ihm zu: „Wir sind zwei fahrende Sänger. Als wir hier vorüberschreiten wollten, hörten wir Gläserklirren und Gelächter, da meinen wir, hier wird ein Fest gefeiert und da darf der Sänger nicht fehlen. Frage den Ritter dieser Burg, ob wir eintreten dürfen."

„Da brauche ich nicht zu fragen", sagte der Wächter, „Sänger sind bei einem Jubelfeste stets willkommen."

Die Zugbrücke rollte nieder und Georg schritt mit seinem Begleiter über dieselbe in die Burg. Ein Diener führte beide einige Stufen hoch, öffnete dann eine mächtige Flügeltür und sie standen in einem hellerleuchteten Saale. Um einen langen, eichenen Tische herum saßen die Ritter, jeder einen mächtigen Humpen vor sich. Dazwischen schritt eine reizende Blondine, Brunhilde, die Tochter des Hauses, der Hebe gleich, den Rittern die leeren Trinkgefäße füllend.

Der Diener wandte sich an Bruno von Krepa und sagte: „Hier bringe ich Sänger, welche durch ihr Spiel das Fest verherrlichen wollen."

„Seid willkommen", rief der alte Bruno von Krepa mit kräftiger Stimme, „ihr seid ein gutes Zeichen, ihr zeigt, daß der Glanz des alten Rittertumes noch nicht zur Neige geht, trotz des frechen

Nürnbergers. Nun aber lasset ein Lied hören. Doch vorerst, Brunhilde, fülle alle Becher, damit wir auch während des Gesanges unsere Kehlen netzen können."

Brunhilde kam diesem Befehle nach. Dann trat Bruno von Krepa, der Sänger, vor, stimmte seine Harfe und sang mit kräftiger Stimme:

„Wilde Melodien hör' ich klingen,
Und der Mond nimmt andern Lauf,
Durchsichtige Elfen in dem Schilfe singen,
Alle Geister kommen zu Hauf."

Herrlich, bescheiden blüh'n Wasserrosen,
Unschuldsvoll in weißer Pracht,
Heftend ihre Wurzeln auf dem Grund, dem losen,
Leuchtend in finsterer Nacht.

Leise seine dunkeln Blätter rühret
Schaurig still der Erlenbaum,
Wo kein Weg durch das einsame Dickicht führet,
Steht er ernst an des Sumpfes Saum.

Mild erzittert in dem kühlen Winde
Geisterbleich das Blatt der Weide,
Gespensterbleich scheint die geborstene Rinde,
Schreckend den Wanderer der Heide.

Das ist das Reich des Erlenkönig,
Des wilden finstern Herrn,

In der Nacht von den Menschen besucht sehr wenig,
Alle halten sich lieber fern.

Doch der Betrübte, er sucht es sich auf
Das feuchte, luftige Reich,
Hier fühlt er sich wohl, hier giebt er die Sorgen auf,
Die Einsamkeit stimmt ihn so weich.

„Dein Lied klingt sehr melancholisch, doch stimmt es zu unserer Umgebung“, rief der alte Bruno von Krepa. „Brunhilde, reiche den beiden Sängern einen Becher mit Wein.“

Brunhilde hatte bis jetzt sinnend in einer Ecke gestanden; unverwandt hatte sie den Sänger angeschaut. Seine Stimme kam ihr so bekannt vor und doch wußte sie nicht, wer der sonnengebräunte Mann war. Eine innere Stimme sagte ihr, es muß der verschollene Bruder sein. Der Ruf des Vaters erweckte sie aus ihren Betrachtungen. Schweigend kam sie dem Befehle des Ritters nach, füllte zwei Becher mit Wein und überreichte den Wanderern dieselben. Mit leiser Stimme sagte sie dann: „Wer ihr auch seid, Euer Gesang hat mein Herz gerührt.“

Der Sänger und sein Genosse verneigten sich stumm. Nachdem sie getrunken, trat Bruno von Krepa, der Sänger, zum zweiten Male vor und sang:

Was die Liebe nicht alles tut!
Liebe macht Mut.

Liebe läßt Worte finden,
Drum bin ich der Liebe gar zu gut.

Wer kann der Liebe widersteh'n?
Den möcht ich seh'n!
Liebe! Band der Einigkeit!
Liebe! Religion der Christenheit.

Die Liebe tröstet Jedermann
Stets wie sie kann.
Liebe, du Wohltat der Welt,
Ohne dich wär' es hier schlecht bestellt.

Liebe! Anmutsvolle Göttin!
Du Trösterin!
Du Schöpferin der edlen Triebe!
Dir sei dies Lied geweiht, o Liebe.

„Bravo!" erscholl es da aus den Kehlen der Zecher, „Du verstehst es, die alte Ritterzeit, das edle Minneleben wieder wach zu rufen!"

Der alte Bruno von Krepa aber sagte: „Du hast unser Fest verherrlicht, edler Sänger, Du sollst nicht unbelohnt von mir gehen. Doch nun laß auch Du Deine Stimme erschallen", wandte er sich an den Kaufmannssohn.

Georg trat bescheiden hervor und sagte: „Verzeihe, edler Ritter, ich bin nicht des Sanges kundig, noch fähig, den Saiten der Harfe einen Ton zu entlocken. Ich bin der Sohn des er-

schlagenen Kaufmanns Stephan; ich bin gekommen, meine unglückliche Schwester durch ein Lösegeld aus dem Kerker zu befreien."

Bruno von Krepa erwiderte lachend: „Du hast Deine Zeit gut gewählt. Schlau bist Du, daß Du einen Sänger, welcher uns durch seine Lieder mild stimmt, zum Begleiter erwählt hast. Auch Dein Mut, ohne sonstige Begleitung in meine Burg zu kommen, gefällt mir. Doch nun zähle das Geld auf!"

Da trat der Sänger hervor und sagte: „Edler Ritter, Du versprachest mir Lohn für meinen Gesang, gib diesem Jünglinge seine Schwester ohne Lösegeld frei. Das sei mein Lohn. Halte Dein Ritterwort!"

Mit kräftiger Stimme entgegnete da der Ritter: „Mein Wort soll gelten, die Krämerstochter sei ohne Lösegeld frei. Doch nun sage mir, wackerer Sänger, wer bist Du? Wie ist Dein Name? Dein Antlitz und Deine Augen blicken wie die eines Edlen!"

Der Sänger richtete sich in die Höhe und antwortete: „Mein Name ist Bruno von Krepa. Ich bin Dein Sohn."

Da trat eine tiefe Stille bei den zechenden Rittern ein, starr sah der Vater den Sohn an. Brunhilde aber warf sich schluchzend an die Brust des wiedergefundenen Bruders.

Endlich erholte sich der Alte und sagte: „Ich hätte nie geglaubt, Dich jemals wiederzusehen, doch sei mir willkommen. Bist Du nun endlich des Umherziehens müde, daß Du Dein Vaterhaus wieder aufsuchst? Bleibe bei mir, sei mir ein treuer Sohn, ich brauche in meinem Alter und in dieser bedrängten Zeit eine Stütze."

Der Sohn machte sich sanft von der Umarmung seiner Schwester frei und entgegnete mit trauriger Stimme: „Nur unter einer Bedingung kann ich bei Dir bleiben, gib Dein Räuberhandwerk auf. Schon haben sich die Bürger von Stendal und Tangermünde gesammelt und bewaffnet, sie haben die Erlaubnis von dem Burggrafen Friedrich, welcher jetzt die Burg Plaue belagert, Deine Burg dem Erdboden gleich zu machen. Gib diesem Jünglinge die Güter seines Vaters zurück, zahle ihm ein Sühnegeld für den Tod seines Vaters; huldige dem Burggrafen und Deine Burg bleibt stehen und ich, Dein Sohn, bleibe bei Dir."

Wütend sprang der alte Herr von Krepa auf und rief zornig: „Du bist nicht mein Sohn, Dein Blut ist entartet. Mein Fluch folge Dir! Du machst mit diesen Krämern gemeinsame Sache, Du wagst es, uns zu drohen. Ein Kindesmörder mag ich nicht werden, darum hinweg mit Dir, entferne Dich von meiner Schwelle. Auch Dein

Begleiter folge Dir, er hat soeben unsere Gastfreundschaft genossen, sonst müßte er sterben. Doch seine Schwester bleibt hier; sie stirbt noch in dieser Nacht am Galgen."

Und zu einem Ritter gewandt fuhr er fort: „Stelle die Wachen aus und heische sie wachsam zu sein, damit wir diese elenden Krämerseelen Stendals und Tangermündens mit blutigen Köpfen heimschicken können."

Da warf sich Brunhilde schluchzend an die Brust des Vaters und rief: „O Vater, verstoße Deinen Sohn nicht, nimm Deine Worte zurück, huldige dem Burggrafen."

Doch der Vater stieß sie zornig von sich und sagte: „Führt diese unerfahrene Maid in ihr Gemach und schließet sie ein."

Die Knechte gehorchten, Brunhilde wurde in ihr Schlafzimmer eingeschlossen. Bruno und Georg aber wurden aus der Burg gestoßen. Hierauf ließ Bruno von Krepa alle seine Knechte sich bewaffnen und alle Ausgänge und Aussichtspunkte der Burg besetzen. Sodann befahl er, die unglückliche Sophie aus dem Kerker zu führen. Zwei Knechte begaben sich in denselben.

Sophie saß auf ihrem Strohlager frierend, zusammengekauert. „Stehe auf", herrschten sie die Knechte an, „Deine letzte Stunde ist gekommen!"

Willig folgte ihnen Sophie. Seit dem Tode ihres Vaters und in der Gefangenschaft war aller Lebensmut von ihr gewichen. Still wie ein Lamm ließ sie sich nach dem Galgen führen, ohne einen Laut von sich zu geben, bestieg sie die Leiter. Ohne Widerstand ließ sie sich die Hände auf den Rücken binden und das Seil um den weißen Hals legen, so daß selbst die Knechte Mitleid mit ihr hatten und leise und behutsam die Leiter unter ihr fortzogen. — —

Bald lag die Burg still da. Die Knechte wachten auf ihren Posten und Bruno von Krepa begab sich allein zurück in den Saal; er durchwachte die Nacht. Sinnend saß er da, einen Humpen nach dem andern leerend.

Der Mond trat hervor und beleuchtete die finstere Burg und das blasse Mädchengesicht an dem Galgen. Da rauschte es in den Wassern der Uchte. Eine Nixe tauchte auf. Sie sah die unglückliche Sophie hängen, sah ihre schmerzentstellten Züge und empfand Mitleid. Schnell tauchte die kleine Nixe unter und begab sich in ihren unterirdischen, kristallenen Palast. Bittend nahte sie sich ihren Schwestern, und bald tauchten 7 Nixen aus dem Wasser und begaben sich nach dem Galgen. Behutsam nahmen sie die schon bewußtlose Sophie von demselben; still kehrten sie mit ihrem Schützlinge zurück und versuchten

ihn in ihrem klaren Schlosse wieder ins Leben zu rufen. — — — — —

Der Morgen graute, der aufgehenden Sonne ging ein unheilverkündendes Morgenrot vorauf. Da meldeten die wachhabenden Knechte ihrem noch immer beim Wein sitzenden Herrn das Nahen des Feindes. Bruno von Krepa erhob sich und ergriff sein Schwert. Ernst rief er, indem er das Schwert betrachtete: „Ich ahne es, heute ist es das letzte Mal, daß ich dich führe, edles Schwert! Mit mir geht ein freies Rittertum zu Grabe!"

Ein wütender Kampf entspann sich, tapfer drangen die Stendaler und Tangermünder Bürger auf die Burg ein. Vielfach wurden sie aber zurückgeschlagen und hatten große Verluste zu verzeichnen.

Endlich gelang es dem Georg Stephan aus Tangermünde, mit einer Schar in eine Stelle der Burg einzudringen. Bald loderten die Flammen auf, immer mehr Städter drangen ein. Auf dem Burghofe entwickelte sich der heftigste Kampf.

Bruno von Krepa kämpfte wie ein Löwe; doch war er mit seinen Knechten zu schwach, noch lange der Übermacht zu widerstehen. Als schließlich alle seine Knechte gefallen waren, kämpfte er allein weiter. Da stürzte ein brennen-

der Pfeiler der Burg und begrub den schon verwundeten Kämpfer unter den Trümmern.

Georg Stephan durchsuchte nun alle Gemächer der brennenden Burg; er mußte seine Schwester wiederfinden, sei es tot oder lebend. Aber all' sein Suchen war vergebens.

Da fand er eine verschlossene Tür, mit Gewalt ließ er dieselbe öffnen. Das Gemach war schon mit Rauch angefüllt; auf einem Bette sah er aber eine Jungfrau regungslos liegen. Freudig trat Georg näher und fand Brunhilde, die Tochter des erschlagenen Ritters. Behutsam nahm er die Bewußtlose auf und trug sie aus der brennenden und rauchenden Burg. Bald kehrte Brunhilde ins Leben zurück und sah ihren Retter mit traurigem, aber dankbarem Blicke an.

Fröhlich zogen die Sieger heimwärts nach ihren Städten; mit geteiltem Gefühle führte Georg die gerettete Ritterstochter mit sich nach Tangermünde in sein väterliches Haus, den Verlust seiner Schwester beklagend. — —"

Drei Tage waren verflossen. Einsam wanderte Bruno von Krepa, der Sänger, auf den noch rauchenden Trümmern seiner väterlichen Burg. Er hatte sich seit jenem verhängnisvollen Abende, wo ihn sein Vater aus der Burg wies, tief im finstern Walde versteckt aufgehalten. Sein Entschluß stand fest. Die Seinigen waren tot; nur

noch Abschied nehmen will er von der heimatlichen Erde und dann in die weite Welt ziehen, um nie wiederzukehren.

Da sah er eine Jungfrau am Ufer der Uchte sitzen. Er näherte sich derselben.

Diese rief ihm zu: „Errette mich, fremder Mann, aus meinen bösen Träumen!“

Bruno erwiderte: „Wer bist Du, edle Jungfrau, die Du meine Hilfe anflehst?“

Da sagte das Mädchen: „Ich heiße Sophie und bin die Tochter des Kaufmanns Stephan aus Tangermünde. Mein Vater wurde hier vor der Burg erschlagen, und ich wurde gefangen in den Kerker der Burg geführt. Da in einer Nacht öffnen zwei Ritter die Tür meiner Zelle, führen mich nach dem Galgen, welcher auf dem Schloßhofe stand und hängten mich an denselben. Schon fing mein Leben an zu schwinden, da wurde ich von sanfter Hand gelöst. Es war mir, als würde ich ins Wasser getaucht, und als ich erwachte, befand ich mich in einem kristallenen Palaste, wo eine Pracht herrschte, wie ich sie ehedem noch nie gesehen hatte. Um mich herum tanzten 7 herrliche Nixen. Ich glaubte zu träumen und verfiel bald wieder in einen erquickenden Schlaf. Wie lange ich geschlafen, weiß ich nicht. Jetzt, wo ich erwacht, liege ich auf dem Ufer dieses

Flusses und vor mir sehe ich einen rauchenden Schutthaufen. Träume oder wache ich?"

Bruno erwiderte: „Du bist von den Nixen der Uchte gerettet. Die Burg und ihre Insassen sind nicht mehr. Doch folge mir, ich will Dich wieder zu den Deinigen bringen."

Sophie erhob sich und pflückte sich Sumpfdotterblumen, die am Rande der Uchte standen, und Gänseblümchen, die das Ufer des Flusses zierten, und band aus diesen ersten Frühlingskindern einen Kranz, warf denselben in die Fluten und rief: „Habt Dank, freundliche Nixen, für meine Rettung; nehmt diesen Kranz als Andenken von mir!"

Der Kranz sank unter und die Wogen rauschten weiter."

Bruno von Krepa führte nun Sophie nach Tangermünde und wurde von Georg und Brunhilde mit großer Freude empfangen; jener froh, seine Schwester lebend wieder zu haben; diese erfreut, ihren Bruder umarmen zu können.

Ein Jahr war wieder in den Schoß der Ewigkeit gesunken. In Tangermünde herrschte große Freude. Eine Doppelhochzeit wurde gefeiert. Bruno von Krepa hatte seinen Vorsatz, in die weite Welt zu wandern, aufgegeben und vermählte sich heute mit Sophie Stephan. Brunhilde von Krepa aber reichte Georg, dem wackern Kaufmannssohn, ihre Hand zum Ehebunde.

Der mutige Willem.[1]

Der kleine Willem erzählt: Als ich acht Jahre alt war, hütete ich unsere Gänse. Und ich hütete sehr gut, viel besser als alle andere Jungen, wie mein Großvater sagte. Überhaupt hatte mich mein Großvater sehr lieb; er besuchte mich, da er nicht mehr recht arbeiten konnte, oft auf dem Felde. Auch erzählte er mir manchmal eine Geschichte. Freilich hatte er nicht immer Lust dazu, oft, wenn ich kam und sagte: „Großvater, erzähle doch eine Geschichte!“ dann sagte er ärgerlich: „Ich weiß keine, Du Quälgeist!“ Wenn ich mich nun aber dadurch nicht abschrecken ließ, dann erzählte er jedesmal:

„Es war einmal ein Mann,
Der hatte keinen Kamm,
Da ging er nach der Elbe,
Da fand er „Stückner“ Zwölfe,
Da ging er nach dem Weberhaus,
Da fegte die Katze die Stube aus,
Der Hund, der trug den Dreck heraus.
Was ist das?“

---

[1]) Wilhelm.

Ja, was ist das? Danach habe ich ihn oft gefragt. Aber immer, wenn ich sagte: „Großvater, was ist das?" dann lachte er und schwieg.

Eines Tages hütete ich die Gänse nicht weit von einem Tannenwalde. Die Tannen aber heißen Krep'sche Tannen, und der Acker, wo ich die Gänse weidete, Krep'scher Langenschlag. Da kam auch mein Großvater nach dem Felde, um zu sehen, was die Gänse und ich machten.

„Großvater", sagte ich, „weshalb heißen diese Tannen Krep'sche Tannen?" Mein Großvater erwiderte: „Das will ich Dir auf der Stelle sagen, mein Sohn. Krep'sche Tanne kommt her von Krepa und das war eine Räuberburg. Jetzt ist allerdings nichts mehr davon zu sehen, bloß daß der Hügel, worauf sie gestanden, noch da ist. Schulze Günther hat einen Schafstall darauf gebaut. Aber", setzte mein Großvater mit geheimnisvoller Stimme hinzu, „unter dem Schafstalle, tief in der Erde, soll eine goldene Wiege stehen."

„Die will ich ausgraben, Großvater"! rief ich.

„Das sollst Du wohl bleiben lassen, dummer Junge", sagte mein Großvater, „es soll da nicht geheuer sein. Treib' jetzt lieber die Gänse nach Hause; die Sonne geht schon unter."

Ich trieb die Gänse nach Hause, dachte aber immer an die goldene Wiege. Auch träumte ich die ganze Nacht davon.

Am andern Morgen trieb ich wieder die Gänse aus und nahm heimlich einen Spaten mit. Ich ließ die Gänse allein auf dem Felde und begab mich nach der Burgruine Krepa. Hier fing ich, mit der festen Hoffnung, die goldene Wiege zu finden, an zu graben. Wie ich bei der besten Arbeit war, da wurden mit einem Male Stimmen unter der Erde laut und bald traten aus einer Höhle fünf große, bärtige Männer. Es waren Räuber.

Als sie mich sahen, riefen sie: „Was treibst Du hier, Knirps? Du mußt sterben!"

Da flehte ich: „Liebe Räuber, laßt mich leben; ich will auch ein Räuber werden!"

Alle lachten und der eine sprach: „Er soll leben bleiben: er kann uns bei Einbrüchen oft recht nützlich sein; er ist klein und kann sich durch manche enge Öffnung durchzwängen."

So blieb ich leben und die Räuber nahmen mich mit in ihre Höhle. Diese lag tief unten in dem Berge Krepa, unter Schulze Günthers Schafstall, so, daß hier kein Mensch Räuber vermuten konnte. Die Räuber machten ein Feuer an und bereiteten das Abendbrot: Rührei aus Kibitzeiern. Ich bekam auch ein reichlich Teil davon, so daß es mir sehr gut bei den Räubern gefiel. Nach dem Essen schlief ich bald bei dem Feuer ein.

Gegen Mitternacht weckten mich die Räuber und riefen: „Stehe auf, jetzt ist keine Zeit zum Schlafen; Du kannst am Tage mehr schlafen. Wir wollen jetzt Deine Geschicklichkeit erproben!"

Ich stand auf und folgte den Räubern. Nach ungefähr $^3/_4$ Stunden Wegs kamen wir in ein Dorf; hier sollte der Einbruch verübt werden. Wir standen hinter dem Hause des Gutshofes. Ratlos spähеten die Räuber nach einer Öffnung, wo sie, ohne daß die Bewohner es merkten, eindringen konnten.

Da sah ich, daß von der Küche aus ein „Gießloch"[1]) in den Garten führte, und sagte zu den Räubern: „Ihr seid doch recht dumme Kerle! Da steht ihr nun wie die Kuh vorm neuen Tore. Seht ihr denn das Gießloch nicht, da könnt Ihr doch leicht einige Steine losreißen und ein Loch machen, wo man bequem durchkriechen kann."

Die Räuber sagten ganz verwundert: „Der Junge hat recht; er ist gar nicht so dumm, wie er aussieht."

Schnell machten sie sich nun dabei und brachen einige Steine los. Es entstand aber dadurch ein ziemliches Geräusch, so daß die Räuber befürchteten, die Bewohner könnten davon aufwachen. Da sagte der eine Räuber zu mir: „Für Dich ist das Loch schon groß genug, krieche

[1]) Zum Abflusse für das unreine Wasser.

hindurch und halte Dich in der Küche rechts; da findest Du zwei Türen, bei der ersten gehst Du vorbei, die zweite aber öffnest Du, denn die führt in die Speisekammer, da nimmst Du soviel Würste und Schinken, als Du greifen kannst und gibst sie uns durch die Öffnung.“

Ich kroch durch die Öffnung und kam in die Küche. Ich tappte im Dunkeln in der Küche umher und kam endlich an eine Tür. Ich wußte nicht, ob es die zweite oder erste Tür war, öffnete sie aber aufs Geratewohl. In dem Zimmer war es dunkel, unsicher tappte ich umher, fiel auf ein Bett und ergriff einen weichen Arm. Eine Frauenstimme schrie auf. Bald erscholl es von allen Seiten: „Was ist Dir, Fiken?“[1])

Ich sprang wie besessen aus der Kammer, statt in die Speisekammer war ich in die danebenliegende Schlafstube der Mägde gekommen.

Schnell lief ich durch die Küche, stieß dabei einen Eimer mit Wasser um, kroch durch die Öffnung und war wieder im Freien bei den Räubern. Einer von denselben ergriff mich, warf mich, geradeso wie ein Fleischer den Hammel, über seine Schultern und fort ging es über Hals und Kopf, über Stock und Stein, hin nach der Höhle.

Es war aber auch die höchste Zeit, denn der

[1]) Sophie.

ganze Hof wurde lebendig; der Gutsherr schoß mit der Flinte hinter uns her; die Knechte machten die Hunde los und kamen mit Heugabeln bewaffnet uns nachgelaufen. Wir kamen aber in der Dunkelheit der Nacht glücklich davon. Als wir wieder in der Höhle waren, legten wir uns schlafen.

Am andern Morgen aber zeigten sich die Räuber sehr ärgerlich. Sie sagten: „Der verdammte Bengel hat durch seine Dummheit bloß Schuld daran, daß uns der Raubzug nicht gelungen ist. Wir müssen ihn dafür strafen."

In der Höhle stand ein großes, leeres Bierfaß. Dieses nahmen die Räuber, schlugen den Boden aus, steckten mich in das Faß und machten den Boden desselben wieder fest. Dann trugen sie das Faß hinaus und stellten es auf den Uchtwall. Ich saß nun ganz betrübt in der Tonne, konnte aber durch das Spundloch, welches die Räuber offen gelassen hatten, hindurch sehen.

Ungefähr zwei Stunden saß ich in meinem Gefängnisse, da sah ich vor dem Spundloche einen roten Busch. Anfangs war ich ganz erschrocken, bald aber merkte ich, daß es ein Fuchs war, welcher ganz ruhig vor dem Fasse stand. Schnell zog ich den Schwanz des Tieres in die Tonne und hielt mich krampfhaft fest. Der Fuchs aber sprang zu und zog das Faß fort. Mit drei

Sprüngen war er durch die Uchte, und nun ging es fort über Stock und Block, über Stoppelfelder und gepflügtes Land.

Da merkte ich mit einem Male, daß der Fuchs immer hoch sprang; ich sah durch das Spundloch und wurde gewahr, daß wir uns an einem Zaune befanden, über welchen der Fuchs wegspringen wollte. Nun ließ ich den Fuchs los, da ich glaubte, dicht bei einem Dorfe zu sein.

Ich hatte mich auch nicht geirrt, denn als ich Lärm machte, kamen Leute und ließen mich heraus. Nachdem ich denselben erzählt hatte, wie ich in das Faß gekommen, zeigten sie mir den Weg nach meinem Heimatsdorfe.

Ich schritt nun wacker drauf los und kam schließlich an einen Kreuzweg. Da stand ich nun wie die Kuh am neuen Tore und wußte nicht, welchen Weg ich gehen sollte. Endlich schritt ich aufs „Geratewohl" munter weiter. Leider hatte ich aber gerade den falschen Weg betreten.

Am Abende, als es anfing dunkel zu werden, war ich in einem ganz fremden Dorfe. Weiter gehen konnte ich nicht, denn sonst hätte ich mich noch ganz und gar verirrt. Das sah ich wohl ein. Ich entschloß mich also kurz und trat in das erste beste Haus. Als ich in die Stube kam, sah ich keinen Menschen. Ich schaute

mich um und erblickte einen großen Kachelofen, welcher zwischen zwei Stuben stand. Schnell kletterte ich hinauf. Auf demselben lag Stroh, auf welchem sonst der Käse getrocknet wird. Heute aber fand ich keinen Käse. Da dachte ich bei mir, hier liegst Du hoch und trocken, besser als in der Elbe; ich werde nun ganz still liegen, damit dich niemand hört, denn sonst hetzen dich die Leute noch als fremden Menschen mit den Hunden von dem Hofe.

Als ich nun so auf dem Ofen lag, hörte ich in der „kleinen" Stube etwas flüstern. In der „großen" Stube aber war kein Mensch; die Frau war wohl in der Küche, der Bauer und die Knechte waren noch auf der Scheune und die Mägde waren im Stalle und melkten die Kühe. Ich war nun neugierig, was das Flüstern zu bedeuten habe, und sah von meinem Throne herab. Da erschaute ich ein Liebespaar, welches sich küßte. Es war jedenfalls die erwachsene Tochter des Hauses mit ihrem Schatze. Ich mußte mich aber doch wohl ein wenig zu weit vorgeneigt haben, denn ich stürzte „kopfunter", „kopfüber" vom Ofen herab und fiel in die Stube.

Die Braut schrie auf, der Bräutigam rief „Herrjemine" und wie der Wind waren beide aus der Tür. Ich schnell hinterher, mit wenigen Sprüngen war ich aus dem Hause und vom Hofe.

Ich lief nun rasch die Straße entlang, und da ich mich nicht verfolgt sah, ging ich am anderen Ende des Dorfes auf einen anderen Hof. Ich stieg nun schnell auf einen Heustall und legte mich in das weiche Heu schlafen.

Am andern Morgen stand ich auf, schlich mich vom Hofe und fragte die Leute, welche ich auf der Straße traf, nach dem Wege nach meinem Geburtsorte. Um die „Frühstückszeit" kam ich endlich hungrig und müde nach Hause.

Als ich auf unsern Hof kam, standen mein Vater und mein Großvater vor der Haustür. Mein Vater aber hatte eine Peitsche in der Hand und rief zornig: „Wo bist Du die zwei Tage und zwei Nächte gewesen? Wir haben Dich überall gesucht." Dabei sah er mit vielversprechenden Blicken nach dem unaussprechlichen Teile meines Körpers.

Mein Großvater aber sagte: „Erst laß ihn erzählen und dann strafe." Als ich nun aber meine Geschichte erzählt hatte, schlug mich mein Vater nicht, sondern brachte mich zur Mutter, welche sich freute und mir schnell Frühstück brachte.

Ich aß und aß, so daß schließlich mein Großvater meinte: „Junge, Du frißt ja wie die Franzosen, als sie anno 13 aus Rußland zurückkamen!" Da ich nichts darauf antwortete, sondern bloß aß,

so sagte mein Großvater: „Na, laß nur gut sein, Du hast Dich als mutiger Kerl gezeigt, ich bin ordentlich stolz auf Dich, aber die goldene Wiege läßt Du nun wohl ruhig in der Krepa stehen." Ich erwiderte ihm, daß ich kein Verlangen mehr danach trüge, und damit ist nun meine Geschichte aus.

Peter der Schusterjunge.

(Altmärkisches Volksmärchen.)

Es war einmal ein Schusterjunge, der hieß Peter. Er hatte keine Eltern mehr und bekam von seinem Meister mehr Prügel, als von seiner Meisterin zu essen. Als Peter es gar nicht mehr aushalten konnte, beschloß er zu entfliehen. Die Gelegenheit bot sich bald dazu. Eines Tages beauftragte ihn sein Meister, ein Paar neue Schuhe nach einem Nachbarorte zu tragen. Peter machte sich auf den Weg, lieferte aber die Schuhe nicht ab, sondern wanderte in die weite Welt. Schließlich kam er in einen großen finstern Wald.

Als er mitten im Walde war, stand er vor einer großen Burg, die mit mächtigen Gräben und Mauern umgeben war. Peter schaute mit erstaunten Blicken auf die Burg. Da traten einige Männer heraus auf Peter zu und der er-

schrockene Schusterjunge sah, daß es Räuber waren. Der eine Räuber sagte: „Was treibst Du hier?“ Da erzählte Peter, daß er seinem Meister entlaufen sei, weil er die viele Prügel nicht mehr habe ertragen können. Der Räuber aber sprach: „Komm mit zu unserm Hauptmann, vielleicht kannst Du bei uns bleiben.“ Peter ging nun mit in die Burg und wurde vor den Hauptmann geführt.

Der Räuberhauptmann war ein großer bärtiger Mann, und als er die Geschichte Peters gehört hatte, sagte er: „Du kannst bei uns bleiben, aber nur unter einer Bedingung. Du mußt zunächst zwei Aufgaben lösen, damit ich sehe, ob Du klug genug zum Räuber bist. Löst Du die Aufgaben zu meiner Befriedigung, so kannst Du hier bleiben, wonicht, so mußt Du zurück zu Deinem Meister.“

Da antwortete Peter: „Wie lauten die beiden Aufgaben?“

Der Räuberhauptmann erwiderte: „Es kommt heute ein Fleischer mit einem Wagen, auf welchem sich ein Kalb befindet, durch den Wald. Du sollst nun dem Fleischer dieses Kalb nehmen, ohne daß er es merkt, und ohne daß Du ihm ein Leid tust.“

Peter sprach: „Ich will die Aufgabe lösen!“

Der Hauptmann entgegnete: „Ein Räuber soll Dich begleiten und sehen, wie Du die Sache anfängst.“

Peter ging nun mit dem Räuber durch den Wald und dachte darüber nach, wie er seine Aufgabe am besten löse. Er hatte aber noch immer die Schuhe in der Hand. Da kam ihm plötzlich ein Gedanke. Er nahm den einen Schuh und stellte ihn auf den Weg. Sein Begleiter sah ihn erstaunt an, sagte aber nichts, weil es ihm von dem Hauptmann untersagt war.

Nachdem beide nun noch eine Strecke miteinander gegangen waren, kamen sie an eine Quelle. Hier stellte Peter den andern Schuh hin. Bei der Quelle aber war eine dichte Hecke, darin versteckten sie sich.

Der Fleischer kam nun durch den Wald gefahren. Als er den neuen Schuh auf dem Wege stehen sah, hielt er „still“ und wollte von dem Wagen steigen und den Schuh mitnehmen. Doch sagte er sich schließlich: „Was soll ich mit dem einen Schuhe, der kann mir ja doch nichts helfen.“ Er ließ deshalb den Schuh stehen und fuhr weiter. Als er an die Quelle kam, sah er den andern Schuh stehen. Da dachte der Fleischer, es ist doch verflucht, daß du den ersten Schuh nicht mitgenommen hast, hier ist nun der andere und noch dazu ein ganz neuer. Der Fleischer

stieg nun vom Wagen, machte den einen „Sträng“ des Pferdes los und band das Pferd an einen Baum. Dann ging er zurück, um den andern Schuh zu holen.

Als er fort war, kamen Peter und der Räuber aus ihrem Verstecke. Da sagte Peter zu seinem Begleiter: „Nimm’ jetzt das Kalb und bringe es nach der Burg; ich werde, wenn ich meine Schuhe wieder habe, nachkommen.“

Der Räuber band das Kalb los, legte es auf seine Schultern und eilte quer durch den Wald der Burg zu. Peter aber versteckte sich wieder in die Dornenhecke.

Nun kam der Fleischer mit dem Schuh zurück. Als er sein Kalb verschwunden sah, stand er ganz verblüfft da. Da hörte er das Kalb aus der Ferne brüllen. Er stellte nun die Schuhe schnell auf den Wagen und eilte in den Wald, weil er meinte, das Kalb habe sich losgerissen uud laufe im Walde umher.

Peter sprang nun schnell hervor, nahm die Schuhe und lief nach der andern Seite in den Wald und brüllte wie ein Kalb.

Das hörte der Fleischer und eilte nun schnell zurück nach der andern Seite des Waldes.

Peter aber kam auf einem Umwege zu dem Räuber mit dem Kalbe und beide gelangten glücklich in die Burg.

Der Fleischer aber suchte im Walde noch lange nach seinem Kalbe. Als es anfing dunkel zu werden, kehrte er betrübt nach seinem Wagen zurück. Da waren auch die Schuhe verschwunden. Ärgerlich und fluchend fuhr er nun ohne Kalb und Schuhe nach Hause.

Peter hatte nun seine erste Aufgabe glücklich gelöst und der Räuberhauptmann sprach zu ihm: „Ich bin mit Dir zufrieden; Du kannst diese Nacht bei uns bleiben, morgen mußt Du aber die zweite Aufgabe lösen."

Am andern Morgen trat Peter wieder vor den Hauptmann und fragte nach der zweiten Aufgabe. Der Hauptmann sprach: „Draußen am Walde pflügt ein Bauer, der drei Ochsen vor dem Pfluge gespannt hat, seinen Acker. Der Ochse an der rechten Seite ist ganz dürre, der an der linken Seite sehr fett. Den letzteren sollst Du dem Bauer während des Pflügens vom Pfluge abspannen und nach der Burg bringen. Der Bauer darf es aber nicht merken, auch darfst Du ihm nichts zu Leide tun. Den Räuber, der gestern bei Dir war, kannst Du wieder mitnehmen."

Peter und der Räuber machten sich nun gleich auf den Weg. Als sie aus dem Walde kamen, sahen sie den Bauer mit den drei Ochsen pflügen. Der Räuber versteckte sich hinter einem Busche, welcher sich am Rande des Waldes

befand, und Peter sagte seinem Genossen, was er zu tun habe.

An dem einen Ende des Ackers stand ein großer Eichbaum, in diesen stieg Peter. Der Bauer aber hatte von allem nichts gesehen. Peter aber saß in dem Baume und rief in einem fort: „O Wunder, o Wunder, o Wunder!" Der Bauer wurde aufmerksam und fragte: „Was gibt es denn zu wundern?" Peter aber rief nur: O Wunder, o Wunder, o Wunder!"

Der Bauer dachte, der Kerl ist verrückt und pflügte weiter. Peter aber rief immer hinterher: „O Wunder, o Wunder, o Wunder!"

Als der Bauer den Acker halb heruntergepflügt und Peter immer noch rufen hörte, dachte er, jetzt muß mir der Kerl sagen, was er zu wundern hat. Er ließ nun den Pflug mit den Ochsen mitten auf dem Acker stehen und ging mit der Peitsche in der Hand zu Peter zurück. Dieser rief aber immer noch: „O Wunder, o Wunder, o Wunder!"

Da sagte der Bauer: „Jetzt, Bengel, sagst Du mir, weshalb Du immer „O Wunder" rufst? Oder ich komme mit der Peitsche in den Baum!" Peter rief aber wieder: „O Wunder, o Wunder, o Wunder!"

Nun wurde der Bauer ärgerlich und wollte in den Baum steigen. Während dessen spannte

der Räuber den fetten Ochsen ab, schnitt ihm schnell das untere Schwanzende ab und steckte es dem mageren Ochsen in den Rachen, soweit er konnte, und führte den fetten Ochsen in den Wald.

Als Peter sah, daß der fette Ochse in dem Walde verschwunden war, sagte er zu dem Bauer: „Bleibe doch nur unten. Es ist ein großes Wunder! Siehst Du denn nicht, daß der magere Ochse den fetten verschlungen hat?“

Da drehte sich der Bauer um und lief schnell nach seinem Gespann, riß dem mageren Ochsen den Schwanz aus der Schnauze, schlug die Hände über den Kopf zusammen und rief: „Wahrhaftig, ein großes Wunder! Wie kann das magere Tier das fette verschlingen!!“

Peter stieg schnell aus dem Baume und lief in den Wald. Bald traf er den Räuber mit dem fetten Ochsen und glücklich kamen sie mit demselben in die Burg.

Als der Räuberhauptmann von der List des Schusterjungen erfuhr, sagte er zu ihm: „Du hast Deine Aufgaben gelöst. Du bist ein pfiffiger Kerl. Du kannst als Räuber noch etwas Tüchtiges leisten.“ — Peter wurde nun ein Räuber.

Die Räuber aber, zu denen Peter gehörte, waren eine verwegene Bande. Kein Reisender kam, ohne beraubt zu werden, durch den Wald.

Peter hatte auch schon an manchem Zuge teilgenommen, hatte aber keine Menschen gemordet.

Der König des Landes beschloß endlich diesem Raubwesen ein Ende zu machen. Er sammelte ein großes Heer und umstellte den Wald. Seine Absicht war, die Bande auszuhungern und dann die Burg zu stürmen.

Die Räuber aber waren wohl versorgt; sie hatten eine Menge Korn und Kartoffeln aufgespeichert; auch besaßen sie Kühe, Schweine und viele Hühner. Die Belagerung zog sich deshalb sehr in die Länge.

Endlich, nachdem der Wald schon ein halbes Jahr belagert war, trat bei den Räubern Mangel ein. Alle Schweine waren geschlachtet und aufgezehrt, ebenso alle Kühe, von den Hühnern waren nur noch zwanzig vorhanden, aber auch diese waren schon ganz mager und legten keine Eier mehr. Auch waren schon die Hälfte der Räuber im Kampfe gefallen. Peter war aber immer glücklich davon gekommen.

Da rief eines Tages der Räuberhauptmann seine Leute zusammen und sprach: „Wir sind nicht mehr zu retten, aus dem Walde durchschlagen können wir uns nicht mehr, dazu sind wir zu schwach. Ergeben wollen wir uns auch nicht, denn dann würden wir gleich gehängt werden. Hört jetzt meinen Plan. Wir haben

hier verschiedene Kleidungsstücke von den gefallenen Soldaten des Königs, einige von Euch ziehen sich die Uniformen an, und dann schleicht ihr Euch zur Mittagszeit in das Lager und raubt an Nahrungsmitteln, was Ihr eben findet. Wir wollen dann heute Abend und in der Nacht ein großes Mahl halten und uns dann morgen in aller Frühe auf den Feind werfen und so lange kämpfen, bis der letzte Mann gefallen ist. Dann sind wir wenigstens eines rühmlichen Todes gestorben."

Es befanden sich aber in der Burg neun Uniformen der gefallenen Soldaten. Diese wurden nun von 9 Räubern angezogen. Letztere schlichen sich dann immer je 3 und 3 zusammen in das Lager des Feindes. Den ersten 3 Räubern gelang es, einen Wagen mit Weißbroten zu rauben und in die Burg zu bringen. Die anderen 3 „ergatterten" einen Wagen mit Weinfässern und einigen Säcken Hafer. Die letzten 3 Räuber aber fanden nichts, betrübt schlichen sie sich wieder aus dem Lager der Burg zu.

Als sie eine Strecke im Walde gegangen waren, sahen sie zwei junge Mädchen, welche Blumen pflückten. Es waren die Töchter des Königs. Dem Könige war nämlich schon vor Jahren seine Gemahlin gestorben; er hatte nun, da die Belagerung sich so in die Länge zog,

seine Töchter in das Lager kommen lassen. Die Prinzessinnen hatten sich heute, da die Räuber schon lange keinen Ausfall mehr gewagt hatten, heimlich aus dem Lager entfernt, um sich Waldblumen zu pflücken. Wie die Tiger stürzten sich die Räuber auf die erschreckten Mädchen, banden ihnen die Hände auf den Rücken und führten sie im Triumphe nach der Burg.

Die anderen Räuber waren schon alle von dem erbeuteten Weine trunken und als der Hauptmann die beiden weinenden Mädchen sah, rief er: „So ist's herrlich, Leute, jetzt bringt Ihr uns auch noch leckernen Braten zu unserm Brote und Wein!"

Auf Befehl des Hauptmannes wurde nun die jüngste Prinzessin, welche 15 Jahre alt war, in einen Stall gesperrt. Der ältesten, 17 jährigen Prinzessin dagegen wurden sogleich die Kleider vom Leibe gerissen; dann wurde sie auf das Stroh ausgestreckt, und der eine Räuber, welcher ehedem Fleischer gewesen, schlachtete sie ab. Sogleich wurde ein Teil des Fleisches gebraten, und die Räuber fraßen und soffen die ganze Nacht.

Nur Peter enthielt sich des Fleisches; er aß trockenes Weißbrot und trank den Wein dazu. Ihn jammerten die armen Königstöchter. Als man die geschlachtete Prinzessin zerlegte und

zerhackte, war der eine Zeigefinger weit fortgeflogen; Peter hatte ihn aufgenommen und in die Tasche gesteckt.

Am andern Morgen, als die Räuber von ihrem Rausche erwachten, sagte der Hauptmann: „Vorläufig haben wir ja nicht mehr nötig zu hungern, darum wollen wir unser Leben noch ordentlich genießen, bis wir nichts mehr zu essen haben, dann erst wollen wir den Ausfall unternehmen. Eine Woche können wir noch von dem Fleische des gestern geschlachteten Mädchens leben; das Brot und der Wein reichen noch mehrere Wochen. Das andere Mädchen schlachten wir dann in nächster Woche. Wie ich gesehen, haben unsere Hühner, nachdem sie gestern Hafer bekommen, heute wieder Eier gelegt. Die noch lebende Königstochter ist allerdings auch schon eine stramme Dirne, aber wir wollen sie in dieser Woche noch tüchtig mästen mit Wein, Eiern und Weißbrot.“

Der Stall aber, in der sich die jüngste Königstochter befand, war mit einer Gittertür versehen, die Holzstäbe derselben waren aber nur soweit von einander entfernt, daß man nur einen Finger hindurch stecken konnte. Unten in der Tür aber war eine kleine Öffnung, welche durch einen Schieber von außen verschlossen war. Früher war dieser Stall ein Gänsestall

gewesen. Der Räuberhauptmann aber hing ein mächtiges Schloß vor die Tür und steckte den Schlüssel zu sich, damit die Prinzessin nicht entfliehen und auch kein Räuber zu ihr konnte.

Peter aber mußte als jüngster Räuber ihr fünfmal des Tages zu essen bringen: Weißbrot, Eier und Wein. Er hatte dasselbe stillschweigend durch die mit dem Schieber verschlossene Öffnung zu stellen.

Am ersten Abende aber faßte er sich ein Herz und flüsterte durch die Tür: „Königstochter, jüngste, willst Du ein Andenken von Deinem geschlachteten Schwesterlein?“

Die Prinzessin sagte: „Gib her, was es auch sei.“

Da steckte ihr Peter den gefundenen Zeigefinger hindurch. Die Prinzessin küßte denselben und sagte weinend: „Habe Dank, kleiner Räuber, habe ich doch nun etwas von meiner lieben Schwester.“

So waren drei Tage vergangen. Da rief der Räuberhauptmann den früher Fleischer gewesenen Genossen zu sich und sagte: „Fleischer, gehe hin und siehe zu, ob die Königstochter schon fetter geworden.“

Der Räuber aber erwiderte: „Wie kann ich das sehen, da Du den Schlüssel zu der Thür hast!“

Der Hauptmann wollte ihm aber den Schlüssel

nicht geben, weil er dachte, der Räuber könne mit dem Mädchen Unfug treiben, darum antwortete er: „Befiehl ihr, daß sie einen Finger durch eine Ritze der Tür steckt, dann kannst Du schon merken, ob sie Fleisch angesetzt.“

Der Räuber ging; die Königstochter aber steckte in ihrer Angst den Zeigefinger ihrer toten Schwester hindurch. Der Räuber fand ihn ganz dürr und saftlos und meldete es dem Hauptmann. Am andern Tage geschah dasselbe. Am dritten Tage aber, als ihm die Königstochter, wieder den Finger ihrer toten Schwester hinhielt, nahm er ein Messer und ritzte daran, da kam nicht einmal Blut zum Vorschein.

Erstaunt ging der Fleischer zu dem Hauptmann und meldete: „Die Königstochter nimmt statt zu immer ab, nicht einmal Blut fließt aus ihrem Finger.“

Da sagte der Hauptmann: „Das wäre doch sonderbar? Unser Fleisch ist alle, morgen muß sie, wenn sie nicht zum Gerippe geworden ist, geschlachtet werden. Darum gehe noch einmal hin und befiehl ihr, ein Bein durch die Öffnung, durch welche Peter das Essen stellt, zu stecken, dann kannst Du Dich ja überzeugen, ob sie morgen zu schlachten ist.“

Der Räuber ging hin und die arme Königstochter konnte sich nicht anders helfen, sie mußte

ein Bein durch die Öffnung stecken. Der Räuber ergriff dasselbe und ritzte mit seinem Messer leicht die weiche Wade, so daß das Blut den weißen Strumpf rot färbte. Da rief der Räuber frohlockend: „Du bist fett genug, o Königstochter, morgenfrüh wirst Du geschlachtet.“ Hierauf meldete er es dem Hauptmann und dieser befahl seinen Leuten, daß sie Wasser über das Feuer stellten, damit es morgen zum Abbrühen des zu schlachteten Mädchens heiß sei.

Peter aber wußte von alledem nichts. Er schlich sich noch spät am Abende vor den Stall der Prinzessin und flüsterte durch die Tür:

„Königstochter, kleinste, bist Du schon zur Ruh?
Doch was höre ich! Warum weinest Du?
Gruselts Dir an dem finstern Ort,
Daß Du schluchzest fort und fort?“

Die Königstochter erwiderte:

„Kleiner Räuber! Warum ich weine?
Morgen beim ersten Sonnenscheine
Werde ich geschlacht
Und ums Leben gebracht!“

Peter aber antwortete:

„O Du holdes Königskind,
Wenn die Räuber schlafen sind,
Wird die Tür von mir aufgemacht,
Und Du wirst zu Deinem Vater gebracht.“

Da hörte die Prinzessin auf zu weinen.

Um Mitternacht aber, als die Räuber schliefen, kam Peter mit einem Beile und sprengte die Tür. Dann führte er auf einem geheimen Wege die Prinzessin aus der Burg und kam mit ihr, als der Morgen graute, zu dem Könige.

Der König freute sich sehr, seine schon tot geglaubte Tochter wieder zu sehen; als er aber von dem schrecklichen Ende seines ältesten Kindes hörte, wurde er sehr betrübt, aber auch recht zornig. Peter mußte ihm alle Wege nach der Burg beschreiben und gerade als die Sonne aufging, drang der König mit seinen Soldaten in die Burg ein. Peter aber blieb im Lager zurück, weil er nicht gegen seine früheren Genossen kämpfen wollte.

Es kam nun zu einem heftigen Kampfe zwischen den Soldaten und den Räubern; schließlich aber waren alle Räuber erschlagen und die Burg wurde angesteckt und alles dem Erdboden gleich gemacht.

Peter aber blieb bei dem Könige. Der König aber ließ ihn, weil er ihm die Tochter gerettet, unterrichten und zu einem tüchtigen Offizier ausbilden. Bald wurde er General. Und als er siegreich aus einem großen Kriege heimkehrte, gab ihm der König seine Tochter zum Weibe.

Als nun der König nach einigen Jahren starb,

wurde Peter König. Er lebte mit seiner Gemahlin glücklich und vergnügt, und wenn beide nicht gestorben sind, leben sie heute noch.

Die Königstochter ohne Herz.

Es war einmal ein König, der war ein großer Jagdliebhaber. Tagelang durchstreifte er die Wälder und jagte dem Wilde nach. Oft kehrte er am Abende nicht nach seinem Schlosse zurück, sondern übernachtete im Walde. Eines Tages jagte er in einem großen Holze. Da sah er unter einer Eiche eine Hindin regungslos liegen. Er näherte sich derselben, als er aber etwa zehn Schritte von ihr entfernt war, sprang das Tier auf und lief tief in den Wald. Der König folgte ihm, aber er vermochte es nicht zu erreichen. Immer, wenn er sich nahe genug glaubte und sein Geschoß anlegen wollte, hatte die Hindin wieder einen großen Vorsprung gewonnen. So kam der König ganz von seinem Gefolge ab, immer weiter in den Wald hinein.

Da mit einem Male erblickte der König mitten im dicksten Walde ein Haus, vor welchem

eine hübsche Jungfrau stand, und sonderbar, die Hindin ließ sich zu den Füßen derselben nieder. Die Jungfrau aber streichelte das Tier und sprach: „Sei unbesorgt, liebes Tier, ich will Dich vor dem bösen Manne beschützen.“

Endlich kam der König heran, die Hindin sah ihn mit furchtsamen Blicken an und schmiegte sich an die Jungfrau, diese aber sprach: „Lieber Jäger, laß diese Hindin leben; ich habe sie mir aufgezogen, sie ist meine einzige Freude.“

Der König aber, durch das lange Jagen erbittert, erwiderte: „Nimmermehr lasse ich das Tier leben, ich habe es über eine Stunde verfolgt, darum muß es sterben!“

Mit diesen Worten ergriff er den Jagdspieß und erstach die unschuldige Hindin.

Als die Jungfrau das sah, war sie außer sich, weinte laut und rief: „O, Du gottloser Jäger, konntest Du das Tier nicht leben lassen! Was hatte es Dir getan? Warum hast Du mir meine einzige Freude verdorben! Aber wie der Herr, so die Diener. Der König zerstampft durch seine Jagden die Saaten, zerstört die Frucht, verheert die Wälder: wie soll ich daher von seinem Jäger etwas Besseres erwarten!“

Da entgegnete der König: „Mädchen, laß das Schmähen, ich bin der König!“

Die Jungfrau antwortete: „Beinahe konnte

ich es mir vorher denken, daß Du der König seiest, denn wer übertrifft Dich an Grausamkeit! Du Bösewicht! — Du Abschaum!"

Solche Schmähungen konnte der König nicht über sich ergehen lassen; er wurde zornig, sprang auf die Jungfrau los, warf sie zu Boden, knieete auf sie nieder, stach ihr sein Weidmesser in die Brust und marterte sie zu Tode. Hierauf erhob er sich, ließ Jungfrau und Hindin tot auf dem Platze liegen und begab sich zu seinem Gefolge, als wäre nichts geschehen.

Der Vater der geschlachteten Jungfrau war ein großer Zauberer. Er war verreist, als die Untat geschah. Vier Tage nach dem Tode seiner Tochter kehrte er zurück. Man denke sich seinen Schmerz, als er Tochter und Hindin leblos liegen sah. Vor Kummer ergrauten ihm die Haare seines Hauptes und Bartes. Er untersuchte genau die Wunde und erkannte bald, daß der König der Schlächter seiner Tochter sei. Er versuchte die letztere wieder ins Leben zurückzurufen, aber alle seine Zaubermittel wären vergebens. Wäre er einen Tag früher zurückgekehrt, so hätte er noch, vermittelst Zaubertränke, die Leblose erwecken können, aber jetzt nach vier Tagen war seine Macht über Tote zu Ende. Da schwur der unglückliche Vater einen furchtbaren Eid über der Leiche seiner Tochter. Anfangs wollte

er gleich zu dem Könige eilen, um diesen sofort mit seinem Schlosse, samt seiner Hauptstadt in die Luft zu sprengen. Doch bald besann er sich: „Ich will dem Könige Unglück in seiner Familie erwecken!“

Hierauf hob er Jungfrau und Hindin auf und fuhr mit beiden Tausende von Meilen durch die Luft. Auf eine entlegene, öde Insel ließ er sich nieder. Hier haute er in einen Felsen ein Grab. In dasselbe senkte er den Leib seiner Tochter und legte die Hindin an ihre Seite. Über das Grab baute er ein Gewölbe mit vielen Zimmern. Zu beiden Seiten des Totenhauses pflanzte er Trauerweiden, auf das Dach desselben Ysop, so daß das ganze Gewölbe von einer grünen Hülle umgeben war.

Von dem Grabe hinweg begab sich der ergraute Zauberer, der noch nie seine Künste zum Nachteile der Menschen gebraucht, sondern immer zu deren Wohle (er war bis jetzt stets bemüht gewesen, die Krankheiten der Menschen zu heilen), nach der Hauptstadt des Königs, um seinen Racheplan auszufünren.

In der Residenz angekommen, erfuhr er, daß der König die Absicht habe, sich zu vermählen, und daß bereits morgen die Hochzeit sei. Der Zauberer hielt sich nun einen Tag unerkannt in der Hauptstadt auf.

Die Hochzeit wurde mit großer Pracht gefeiert. Um Mitternacht aber, als sich der König mit der Königin in das Schlafgemach begeben wollte, vertrat ihnen der Zauberer, welcher unsichtbar in das Schloß gekommen war, den Weg. Mit fürchterlicher Stimme hob er an: „Du Mädchenschlächter! Du Mörder meiner Tochter! Höre Deine Strafe, vernimm meinen Fluch! Auch Dir wird eine Tochter geboren werden; Du wirst sie lieben, aber sie wird Dich nicht wieder lieben! Du wirst alles aufbieten, sie für das Göttliche zu erwärmen, aber sie wird kalt wie ein Stein bleiben! Ich werde derselben bei der Geburt das Herz stehlen und dasselbe in dem Grabgewölbe meiner Tochter aufbewahren!"

Mit diesen Worten verschwand der Zauberer. Die junge Königin zitterte, als sie dies vernommen, am ganzen Leibe; unter Tränen erfuhr sie von dem Könige dessen unüberlegte, jähzornige, blutige Tat.

Nach einem Jahre bekam die Königin eine Tochter. Doch kaum hatte die Amme das Kind auf die Arme genommen, als der Zauberer in scheußlicher Gestalt erschien und dem Kinde das Herz entriß und damit verschwand. Der König und die Königin waren außer sich vor Trauer. Doch beruhigten sie sich einigermaßen, als die Ärzte erklärten, das Kind werde auch

ohne Herz weiter leben, da es sich in dem Banne des größten Zauberers befände.

Die Königstochter wuchs heran und in ihrem zwanzigsten Lebensjahre war sie weit und breit die schönste Jungfrau. Aber sie war auch zugleich der Schrecken des ganzen Schlosses; sie kannte keine Liebe. Den ganzen Tag zankte sie mit ihren Dienerinnen, auch schlug sie dieselben oft ohne alle Ursache. Mit Grauen nahten sich die Kammerfrauen und waren froh, wenn sie, mit einigen Stößen versehen, glücklich aus ihrer Nähe kamen. Fast ebenso verfuhr sie mit ihren Eltern. Diese versuchten alles, das böse Gemüt der Tochter zu ändern. Sie suchten dieselbe durch kostbare Geschenke zu erfreuen, aber es war vergebens, sie dankte nicht einmal.

Am schlimmsten aber erging es ihren Freiern. Durch die Schönheit der Prinzessin angelockt, kamen viele edle Königssöhne und warben um ihre Hand. Die Königstochter aber hörte nicht auf ihre Anträge, sondern vertrieb die Prinzen durch höhnische Spöttereien, so daß alle betrübt wieder abreisten.

Dem Könige machte der Zustand seiner Tochter viele Schmerzen, wie oft bereute, so grausam gegen die Jungfrau und ihre Hindin gewesen zu sein.

Am meisten aber betrübte sich darüber der

Bruder der Prinzessin. Der Prinz war ein Jahr jünger als seine Schwester und wie letztere auch von schöner Gestalt. Er dachte oft nach, wie seine Schwester zu heilen sei.

Da trat er eines Tages zu seinem königlichen Vater und sprach: „Ich kann das unglückliche Gebaren meiner Schwester nicht mehr sehen, darum erlaube, daß ich ausziehe und den Zauberer aufsuche. Ich werde ihn um das Herz der Prinzessin bitten, oder es ihm durch List und Gewalt abgewinnen zu suchen."

Der König erwiderte: „Ich ehre Dein Vorhaben, wolle der Himmel, daß es mit Erfolg gekrönt sei." — Der Prinz nahm nun von seinen Eltern Abschied und begab sich als einfacher Wanderer gekleidet auf die Reise.

Nach langem „Umherirren" kam er in einen großen Wald. Erschöpft ließ er sich unter einer mächtigen Eiche nieder. Von ungefähr hob er seine Augen auf und sah in dem nahen Busche einen weißen Vogel in einem Garn gefangen. Der Vogel flatterte ängstlich hin und her und suchte aus dem Sprengsel herauszukommen. Da ging der Prinz, welcher ein mitleidiges Herz hatte, hin, befreite den Vogel und ließ ihn fliegen.

In dem Augenblicke trat ein alter Mann mit weißem Haupthaar und Barte zu ihm und sprach: „Ich bin der Zauberer, welcher das Herz Deiner

Schwester gefangen hält. Ich habe Dich auf die Probe gestellt; Du bist nicht so grausam als Dein Vater. Du konntest den Vogel nicht leiden sehen, Du wirst auch keine Menschen töten. Um Deinetwegen vergebe ich Deinem Vater. Doch nur unter einer Bedingung. Der Tod meiner Tochter muß gesühnt werden; ziehe hin und suche eine achtzehnjährige Jungfrau, — so alt war meine Tochter, als sie starb —, welche gewillt ist, sich freiwillig auf dem Grabe meines Kindes schlachten zu lassen. Alsdann sollst Du das Herz Deiner Schwester haben. Doch darfst Du keine Jungfrau dazu zwingen, sie muß freiwillig für Dich in den Tod gehen. Hast Du eine Jungfrau gefunden, die Dir freiwillig folgt, so komme nach 7 Monaten wieder an diesen Ort, alsdann will ich Euch nach dem Grabe meiner Tochter führen. Versäume aber nicht, genau nach 7 Monaten, zu derselben Stunde, wieder hier zu sein."

Der Prinz begab sich nun aus dem Walde und durchreiste viele Städte und Dörfer, aber nirgends fand sich eine Jungfrau, die sich für den Prinzen wollte opfern lassen. Betrübt kehrte er einen Tag vor Ablauf der gestellten Frist nach dem Walde zurück.

Da sah er ein kleines Gehöft, welches an einer lichten Stelle des Waldes lag. Dicht dabei,

auf einem kleinen Felde sah er einen Mann mit einem Spaten graben; nicht weit davon war ein Kohlgarten, welcher von einem Zaune umgeben war. Die Tür des Kohlgartens aber stand offen. Unweit der Tür, neben dem Zaune, saß ein hübsches junges Mädchen, welches eifrig spann. Vor dem Garten befand sich ein kleiner Rasen, auf welchem eine Kuh weidete. Der Prinz stellte sich hinter ein Gebüsch und betrachtete das einsame Gehöft, die weidende Kuh und das fleißige, liebliche Mädchen.

Da verließ plötzlich die Kuh den Rasen, trat in den Garten und fraß vergnügt von dem Kohl. Erst nach einer geraumen Weile merkte es die emsige Spinnerin. Mit einem Schrei ließ sie die Spindel fallen, sprang auf und versuchte die Kuh aus dem Kohl zu vertreiben.

Jetzt öffnete sich die Tür des Hauses und ein Weib, welches wohl die Mutter des Mädchens sein konnte, stürzte wütend heraus und schrie: „Du leichtsinnige Dirne, konntest Du die Tür nicht schließen oder doch besser auf die Kuh achten! Der herrliche Kohl!"

Da ließ auch der Mann seinen Spaten fallen und kam herbei. Als er aber den Schaden sah, welchen die Kuh angerichtet, ward er zornig, zog das junge Mädchen über den Zaun und schlug unbarmherzig auf dasselbe los. Dabei

schrie er: „Du gottloses Geschöpf!“ — Du bringst mich noch um Haus und Hof! — Wenn Du nur wärst, wo der Pfeffer wächst! — Wenn nur jemand käme, der Dich haben wollte, ich würde Dich an den ersten besten Juden verkaufen!“

Der Prinz war bis jetzt ruhig in seinem Verstecke geblieben, als er aber sah, wie sich das unglückliche Mädchen unter den Faustschlägen des rohen Mannes krümmte, da trat er vor und sprach: „Überlaß mir das Mädchen, ich will es kaufen.“

Der Mann hielt mit dem Schlagen inne und sah den Prinzen erstaunt an. Die Frau aber, welche dabei stand, rief sogleich: „Gibst Du uns zwanzig Goldstücke, dann magst Du sie gleich mitnehmen.“ Der Prinz zog seinen Beutel und gab der Frau das verlangte Geld. Da ließ der Mann das Mädchen schweigend los und der Prinz nahm es an die Hand und führte es in den Wald. An einer schattigen Stelle, auf weichem Rasen machten sie Halt.

Da sprach der Prinz: „Wer bist Du und wer sind Deine Peiniger?“

Das Mädchen antwortete: „Ich bin ein unglückliches Mädchen und heiße Else. Meine Eltern wohnten auf dem Gehöfte, welches wir soeben verlassen. Mein Vater starb, als ich zehn Jahre alt war. Nach einem Jahre heiratete meine

Mutter wieder und zwar den Mann, welcher mich vorhin so fürchterlich züchtigte. Wieder nach einem Jahre starb auch meine Mutter, und mein Stiefvater heiratete schon nach einigen Monden eine andere Frau. Jetzt waren meine guten Tage zu Ende. Stiefvater und Stiefmutter versuchten auf jede Art und Weise mich zu quälen. Bei der geringfügigsten Ursache schlugen sie mich fürchterlich. Doch wer bist Du, edler Retter, der Du Dich meiner so liebreich angenommen hast und dem ich jetzt als eigen angehöre?"

Der Prinz erwiderte: „Ich bin ein Königssohn, mein Vater regiert ein großes Reich."

Das Mädchen sagte: „Nimm mich mit, guter Prinz, ich will Deiner Mutter stets treu und gewissenhaft dienen."

Der Prinz aber fragte: „Wie alt bist Du?" Sie antwortete: „Achtzehn Jahre."

Da schwieg der Prinz und versank in ein tiefes Sinnen. Wie, dachte er, wenn sich dieses Mädchen freiwillig schlachten ließe, dann wäre meine Schwester erlöst. Sogleich aber sagte er sich wieder: Bist Du nicht der schrecklichste Mensch, wenn du dieses herrliche Geschöpf, welches du soeben aus den rohen Händen ihrer Stiefeltern errettetest, in den Tod lieferst.

Da unterbrach endlich das Mädchen, welches

bis jetzt ängstlich auf den sinnenden Prinzen geschaut hatte, die Stille und sagte: „Edler Prinz, Du bist von schweren Sorgen gequält, kann ich Dir helfen? Alles, was ich habe, Leib und Leben, sei Dir geweiht."

Der Prinz aber schwieg. Da kniete Else neben ihm nieder und sprach, indem sie ihm mit ihrer weichen Hand über die Stirne strich: „Verachte mich nicht, weil ich ein armes, unbedeutendes Mädchen bin, vielleicht kann ich Dir besser helfen, als die reichste Prinzessin."

Da erzählte ihr der Prinz von seiner unglücklichen Schwester und von der Bedingung des Zauberers. Als er geendigt, rief Else freudig: „Ich liebe Dich und Dir zu lieb will ich gern mein Leben lassen. Laß den Zauberer kommen, ich bin bereit, zu sterben, damit Deiner Schwester geholfen werde."

Der Prinz sträubte sich anfangs dagegen, sie wußte ihn aber endlich zu bewegen, daß sie den Zauberer erwarteten. Dann sammelten beide im Walde Früchte und sättigten sich davon. Als der Abend hereinbrach, zündete der Prinz ein Feuer an und beide ließen sich an demselben nieder. Else sank bald in einen erquickenden Schlaf. Der Prinz aber vermochte kein Auge zu schließen; bald starrte er in die düstere Glut des Feuers, bald sah er auf die unschuldige

Jungfrau, welche für ihn in den Tod gehen wollte, und die jetzt so ruhig schlief. Er konnte kaum den Gedanken fassen, daß dieses Mädchen morgen von dem greisen Zauberer gemordet werden sollte. Oft wollte er es wecken und mit ihm fliehen, denn er war in heftiger Liebe zu ihm entbrannt.

Endlich graute der Morgen. Else erwachte, und auch der Zauberer erschien. Letzterer sprach zu dem Prinzen: „Ich sehe, Du hast eine Jungfrau, ist sie aber gewillt, freiwillig zu sterben?"

Else aber unterbrach ihn und rief: „Führe mich sofort nach dem Grabe Deiner Tochter, damit dem Prinzen geholfen werde."

Da klatschte der Zauberer in die Hände und ein Wagen, mit zwei Pferden bespannt, stand vor ihnen. In den Wagen setzten sich nun die Drei. Die Pferde aber waren mit Flügeln versehen und flogen mit dem Wagen durch die Luft. Über Baum und Strauch, über Berg und Tal, über Feld und Anger ging es hinweg. Schließlich sahen sie unter sich das Meer, die Pferde aber flogen immer weiter. Nach einer Fahrt von einigen Stunden ließen sich die Rosse auf einer öden, einsamen Insel nieder.

Da sprach der Zauber: „Hier ist das Grabgewölbe meiner unglücklichen Tochter; wir

wollen jetzt aus dem Wagen steigen und uns zu dem Sarge meines toten Kindes begeben.“

Stillschweigend traten sie nun in die grün umlaubte Grabstätte. In der Mitte derselben stand ein schwarzer Sarg, welcher von einem Kranze aus weißen Rosen umgeben war. „Hier“, rief der Greis mit fürchterlicher Stimme, „ruht meine Tochter, nahe ihrem Haupte liegt das Herz Deiner Schwester, o Königssohn!“ Dann wandte er sich dem Sarge zu und sprach: „Endlich, o Tochter, ist die Stunde gekommen, daß ich Deinen Tod durch das Herzblut einer Jungfrau sühnen kann!“

Hierauf ergriff er Else, legte sie auf den Sarg und band ihre Arme und Beine auf demselben fest, entblößte ihr den Busen und ergriff ein Messer, um sie zu schlachten.

Der Prinz hatte bis dahin regungslos dagestanden, als er aber sah, wie der Zauberer das Messer in die Brust des unschuldigen Mädchens stoßen wollte, da konnte er sich nicht länger halten, sprang zu, ergriff den Greis beim Arme und schrie: „Nimmermehr sollst Du diese Jungfrau töten, und wenn meine Schwester stets ohne Herz durchs Leben wandeln muß.“

Freudig antwortete der Zauberer: „Du bist ein edler Prinz, um Deinetwegen vergebe ich Deinem Vater. Die Jungfrau lebe! Deine

Schwester soll ihr Herz zurückerhalten! So räche ich den Tod meiner Tochter durch Versöhnung! Doch was", setzte er sanft hinzu, „schuldest Du dieser schönen Jungfrau?"

Der Prinz sprach: „Ich werde sie zu meiner Gemahlin machen." Da befreite der Greis das Mädchen von ihren Banden, führte sie zu dem Prinzen und sprach: „Hier bei dem Sarge meines Kindes gelobet, Euch zu lieben bis in den Tod. Hier schließt Euren Bund." Beide umarmten sich und der Zauberer legte seine Hände segnend auf sie.

Hierauf ergriff er das Herz der Königstochter, welches er in einem irdenen Gefäße aufbewahrte, und führte das glückliche Paar wieder aus dem Gewölbe. Sie bestiegen nun wieder den Wagen und flogen durch die Luft. Nach einigen Stunden erreichten sie die Hauptstadt des Königs. Der Zauberer begab sich sofort zu der Prinzessin und brachte ihr das Herz zurück. Dann kam er zu dem Prinzen und zu Else, welche seiner noch auf dem Schloßhofe harreten, und sprach: „Lebet glücklich, nie werdet ihr mich wieder sehen, nach einigen Stunden bin ich zurück nach dem Sarge meiner Tochter. Noch heute werde ich mit ihr im Tode vereint sein!"

Hierauf schwang er sich in den Wagen und war bald verschwunden. Der Prinz und Else sahen ihn mit Tränen in den Augen nach.

Der König, der Vater des Prinzen, hatte von seinem Fenster aus den ganzen Vorgang mit Staunen gesehen. Als er aber von seinem Sohne alles erfuhr, umarmte er denselben nebst Else freudig und segnete ihren Bund. Auch die Prinzessin kam herbei, sie weinte zum ersten Male in ihrem Leben und bat ihre Eltern um Verzeihung.

Nach einigen Wochen wurde eine große Doppelhochzeit in der Hauptstadt gefeiert. Der Prinz vermählte sich mit Else, und die geheilte Prinzessin mit einem Prinzen des Nachbarlandes. Beide Paare lebten sehr glücklich; am glücklichsten aber war der König, welcher seine Tochter nun endlich erlöst sah.

Der dumme Hans.

(Ein altmärkisches Volksmärchen.)

Es war einmal ein Schäfer, der hütete eine große Herde. Die Schafe aber gehörten einem Edelmanne. Der Schäfer aber hatte zwei Söhne. Der älteste Sohn war klug und hieß Stoffel[1], der jüngste war dumm und hieß Hans. Im „Aust"

[1]) Christoph.

aber mußte der Schäfer dem Edelmann bei der Ernte helfen, und dann mußte Stoffel die Schafe hüten. Eines Tages hütete Stoffel auch die Schafe, und Hans mußte ihm das Mittagbrot nach dem Felde bringen. Hans nahm den Topf mit dem Essen und machte sich auf den Weg. Er hatte aber in seinem Topfe saure Pflaumen und Klöße.

Als nun Hans so an nichts denkend einherging, sah er seinen Schatten nehen sich. In seiner Dummheit aber meinte er, es sei dies ein anderer Junge. Hans rief ihn mehrere Male an: „Wo trägst Du denn das Essen hin?“ Der Schatten aber antwortete nicht, sondern ging immer neben ihm her. Da wurde Hans schließlich ärgerlich und schrie: „Wenn Du nicht antworten kannst, brauchst Du auch nicht neben mir zu gehen.“ Der Schatten aber wich nicht von dannen. Hans wurde nun noch ärgerlicher und warf eine Pflaume nach der andern auf den Schatten, aber der Schatten blieb neben ihm. Als nun die Pflaumen alle weggeworfen waren, warf Hans mit den Klößen, so daß, als er zu seinem Bruder kam, weder Pflaumen noch Klöße im Topfe zu finden waren.

Stoffel fragte: „Wo hast Du denn das Essen gelassen?“ Hans antwortete noch ganz zornig: „Es ging immer ein Junge neben mir, dem habe

ich es an den Kopf geworfen, damit er von mir weggehen solle, aber er geht nicht. Sieh' einmal, er steht noch neben mir."

Da lachte Stoffel so sehr, daß er sich den Bauch halten mußte, und rief: „Das ist ja Dein Schatten, Du Dummbart!" Als sich Stoffel ausgelacht hatte, sagte er zu Hans: „Ich werde jetzt nach Hause gehen und essen. Du bleibst bei den Schafen und siehst danach hin, daß, wenn ich wieder komme, alle Schafe mit dem Kopfe nach dem Mittag sehen." Hans aber antwortete: „Ich habe auch noch nicht gegessen; die Mutter aber hat von gestern dicke Erbsen für mich aufgehoben, die bringe mit, damit ich nicht so lange zu hungern brauche.

Als nun Stoffel weg war, machte sich Hans dabei, alle Schafe mit dem Kopfe nach dem Mittag zu drehen. Aber kaum hatte er das dritte Schaf zurechtgestellt, so drehte sich das erste schon wieder um. Da wurde Hans schließlich ungeduldig und schnitt allen Schafen den Kopf ab und steckte die Köpfe auf Zaunpfähle, so daß alle Schafe mit dem Kopfe nach dem Mittag oder Süden sahen.

Als nun Stoffel mit den dicken Erbsen zurückkam und sah, was Hans angerichtet hatte, fuhr ihm der Schreck durch alle Glieder und er rief: „Was hast Du da wieder gemacht, alter

Dummbart, jetzt laß uns nur machen, daß wir fortkommen, denn, wenn der Edelmann dies sieht, schlägt er uns halbtot."

Beide liefen nun fort, als wenn ihnen der Kopf brenne. Stoffel aber behielt den Topf mit den Erbsen in der Hand. Auf dem Wege aber lag ein Brett. Da sagte Stoffel zu Hans: „Nimm das Brett auf, damit Du auch etwas zu tragen hast." Hans nahm das Brett unter den Arm und beide liefen weiter. Da kamen sie endlich in einen Wald und wollten sich hier ausruhen. Da sie sich aber fürchteten, stiegen sie in einen großen Eichbaum.

Als sie hier eine Weile gesessen hatten, kamen mit einem Male Räuber, die setzten sich unter den Eichbaum und fingen an ihr Geld zu zählen. Da ließ Stoffel aus Versehen den Topf mit den Erbsen fallen. Die Räuber aber riefen freudig: „Jetzt gibt uns der liebe Gott Erbsen." Nun ließ Stoffel auch den Napf mit der Stippe[1] fallen. Da riefen die Räuber: „Jetzt gibt uns der liebe Gott die Stippe dazu." Als aber Hans sah, daß Stoffel alles fortgeworfen hatte, ließ er auch das Brett fallen. Da riefen die Räuber: „Der Himmel fällt ein, der Himmel fällt ein" und liefen fort, so schnell sie konnten. In der „Hast" hatten sie aber all ihr Geld liegen lassen.

[1]) Sauce.

Nun stiegen Hans und Stoffel schnell aus dem Baume, nahmen das Geld und liefen nach Hause. Der Vater aber kaufte dem Edelmanne andere Schafe. Dann zog er mit seiner Familie in eine andere Gegend und kaufte sich dort für das noch übrige Geld ein Bauerngut. Hier lebte er mit seiner Frau und mit seinen beiden Söhnen glücklich und vergnügt. Hans soll aber noch nicht viel klüger geworden sein.

Das verzauberte Island.

Es war im Oktober des Jahres 1864. Schleswig-Holstein war von den Preußen und Österreichern von der dänischen Herrschaft befreit worden. Die Preußen hatten unter Führung des Generals Vogel von Falkenstein den Limfjord überschritten und waren bis an die Nordspitze Jütlands vorgedrungen. Die junge preußische Marine hatte verschiedene Kämpfe gegen die überlegene dänische Seemacht mit Ruhm bestanden. Die preußischen Kriegsschiffe durchfuhren die dänischen Meere und beunruhigten die Bewohner der Inseln. Es war aber auch Gefahr vorhanden, denn nach Moltkes Plan sollte auch Fünen besetzt werden.

Ein preußisches Kanonenboot war durch einen Sturm nach den Faröer-Inseln verschlagen worden. Da es an Wasser mangelte, legte das Schiff bei einer unbewohnten Insel an. Einige Mannschaften stiegen an das Land, um dasselbe nach Wasser zu durchforschen. Nach kurzem Suchen fand man auch eine Quelle mit klarem, wohlschmeckendem Wasser. Während nun die Matrosen die mitgebrachten Fässer mit Wasser füllten, ging ein junger See-Kadett, welcher mit an das Land gestiegen war, allein in die Insel hinein.

Es war eine weite, ebene Fläche, die sich vor ihm ausbreitete, ohne Baum und ohne Strauch. Nur verblühtes Heidekraut, das Sandruhrkraut mit seiner gelben würzigen Blüte und die Stein- oder Karthäusernelke, deren rote Blütchen aus den Blutstropfen Christi entstanden sein sollen, hatten hier und da Wurzeln geschlagen. Der Anblick der Karthäusernelke erweckte in der Brust des Jünglings unwiderstehliches Heimweh. Es war Ende September vorigen Jahres gewesen, als Wilhelm Schmidt, das ist der Name unseres Helden, Abschied von seiner Heimat genommen hatte. Sein Vater, ein Postbeamter in Stendal, war frühzeitig gestorben. So hatte die Mutter, eine fein gebildete Frau, die Erziehung des Sohnes allein zu leiten. Wilhelm besuchte das Gymnasium

seiner Vaterstadt, welches er, nachdem er das Abiturienten-Examen glücklich bestanden hatte, mit seinem zwanzigsten Lebensjahre verließ. Nach dem Wunsche der Mutter sollte er nun den Beruf seines Vaters erwählen, denn zum Studieren fehlten die Mittel. Wilhelm aber hatte keine Neigung zum Postdienste, sondern sein lebhafter Wunsch war, Seemann zu werden. Durch das Lesen der Reisebeschreibungen eines Colombus, Cortez, Vasco de Gama usw. war dieser Wunsch erweckt und später durch das Studium von Adalbert v. Chamissos „Reise um die Welt“ bestärkt worden. Die Mutter war allerdings nicht mit Wilhelms Neigung einverstanden, denn das Wasser hat keine Balken, sie gab aber endlich dem Drängen ihres Sohnes nach, und so sollte dieser am 1. Oktober als Freiwilliger bei der preußischen Marine eintreten. Der Abschied von der Mutter fiel ihm schwerer, als er vorher gedacht. Was er aber vorher auch nicht gedacht hatte, war, daß ihm der Ab, schied von seiner Nachbarin, der kleinen, dickenstrammen Martha, wie er sie scherzweise zu nennen pflegte, auch sehr schwer fiel. Martha war die Tochter des „nebenan“ wohnenden Kaufmanns und war 5 Jahre jünger als der Herr Ex-Primaner. Da die Mutter mit der Familie des Kaufmanns befreundet war, so kannten sich

die Kinder von Jugend auf. Wilhelm hatte manch harmlosen Scherz mit Martha getrieben, oder, wie beide sagten, sich gegenseitig geärgert, dann waren sie aber auch wieder gute Freunde geworden. Einmal hatte Wilhelm aber den Spaß doch so weit getrieben, daß ihn Martha acht Tage lang nicht ansah. Es war am Martiniabend vergangenen Jahres, wo sich damals in Stendal noch jeder Humor liebende junge oder auch alte Mensch das Vergnügen machte, sich zu verkleiden, um dann singend oder Schabernack treibend durch die Straßen zu ziehen oder auch selbst in das Haus des friedliebenden Bürgers einzudringen. Wilhelm hatte sich an diesem höchst wichtigen Abende als Schornsteinfeger verkleidet, sich zu diesem Zwecke natürlich Gesicht und Hände tüchtig mit Ruß geschwärzt, um nicht bei seinem Ulktreiben von irgend einem spionierenden Kessel oder Gymnasiallehrer erkannt zu werden. Endlich kam er auch wieder vor das Haus des Nachbars. Martha stand vor der Tür und sah dem Treiben auf der Straße zu. Da sprang unser Schorsteinfeger herbei, ergriff sie bei ihren schönen, langen, blonden Zöpfen und schwärzte ihr mit seinen rußigen Händen das Gesicht tüchtig ein. Dies ging aber der 14 jährigen Schülerin der ersten Klasse der Bürgerschule doch zu weit. Sie suchte sich mit

Gewalt zu befreien, indem sie auch die Nägel ihrer Fingerchen mit zur Hilfe nahm, und schrie sittlich entrüstet: „Ich habe Dich wohl erkannt, alter Vagabund, ich werde es Deinem Direktor sagen!“ Dann ging sie aber doch heimlich in die Küche und wusch sich Hände und Antlitz, damit die Eltern nichts merkten, murmelte aber dabei: „Ich werde den Strolch nie wieder ansehen.“ Sie hielt auch, wie schon oben gesagt, eine Woche lang Wort; traf sie Wilhelm auf der Straße, dann lief sie schnell vorüber, konnte es aber dabei nicht unterlassen, ihm als Zeichen ihres großen Hasses die Zungenspitze zu zeigen. Da begegnete ihr Wilhelm eines Tages mit zwei andern Primanern und siehe, alle drei zogen den Hut. Sofort war aller Groll vergessen; denn von so „großen Schülern“ wie eine Dame begrüßt zu werden, mußte doch selbst das erzürnteste Backfischchen besänftigen. So war der Friede wieder hergestellt.

Seit Ostern nun, wo Martha konfirmiert war, trug dieselbe auch lange Kleider, worin sie beinahe wie eine erwachsene Jungfrau erschien. Dies glaubte auch der Herr Oberprimaner, und er behandelte sie deshalb von jetzt ab auch manierlicher. An dem oben erwähnten Septembertage nun, an welchem Wilhelm von allen Bekannten Abschied nahm, kam er am Nachmittage selbstredend zu

dem Nachbar. Martha war gerade im Begriffe auszugehen, blieb nun aber noch zurück. Nachdem der zukünftige Seemann ungefähr eine Viertelstunde die Nachbarsleute von seinen Zukunftsplänen unterhalten hatte, verabschiedete er sich. Martha begleitete ihn, sie sagte, sie wolle eine Freundin besuchen, da könnten sie ja noch ein Stückchen miteinander gehen. Das kleine Fräulein schien aber noch im Zweifcl zu sein, welche Freundin es heute mit einem Besuche beehren wollte, denn es war mit dem Freunde bis an das Üngling Tor gekommen. Nun wollte Martha schnell umkehren, aber Wilhelm sagte traurig: „Komm' doch ein bißchen weiter, vielleicht sehen wir uns heute zum letzten Male." Da ließ sie sich bewegen, nahm auch Wilhelms Arm, welchen ihr derselbe galant bot. So kam das Pärchen an dem Bierkeller vorbei bis zu dem Exerzierplatze. Da rief Martha: „Jetzt sind wir aber weit genug, nun müssen wir zurück, sonst kommen wir noch nach Borstel." Sie gingen nun quer über den Exerzierplatz, welcher am Nachmittage natürlich öde und verlassen da lag, um durch das Wendentor wieder in die Stadt zu kommen. Die weite Heidestrecke aber war rot mit Stein- oder Karthäusernelken bewachsen. Wilhelm pflückte mehrere dieser Pflänzchen und Martha wand zwei Sträußchen daraus. Darauf sagte sie be-

trübt: „Nimm den einen Strauß zum Andenken von mir, er begleite Dich auf allen Deinen Wegen, wenn er auch welk wird, wirf ihn nicht von Dir, er sei Dein Talisman. Ich werde den andern Strauß ewig aufheben, und wenn Du einst zurückkommst, dann wollen wir sehen, wessen Strauß sich am besten gehalten hat.“ Da wurde Wilhelm ganz weich gestimmt und entgegnete: „Nie werde ich diese Blumen von mir werfen, wie ein Heiligtum werde ich sie bewahren. Doch wann werde ich wiederkehren, jedenfalls erst nach vielen Jahren. — Dann bist Du jedenfalls längst verheiratet“, setzte er traurig hinzu. Martha aber fühlte sich stark und erwiderte wichtig: „Ich heirate nur Dich, ich warte, bis Du zurückkommst!“ Da konnte Wilhelm nicht länger widerstehen, er umfaßte das liebliche Mädchen und drückte ihm einen herzhaften Kuß auf den kleinen Mund. Martha sträubte sich nicht, wenn sie auch bis zu den Ohrläppchen errötete.

Wilhelm war abgereist. Der Dienst auf der See zeigte sich allerdings schwerer, als sich unser Stendaler gedacht hatte. Doch ein echt altmärkisches Kind verzagt nicht, es trägt alle Strapazen mit Ausdauer. Der Krieg mit Dänemark war ausgebrochen. Das Kanonenboot, auf welchem sich Wilhelm befand, hatte auch an einigen Seegefechten teilgenommen. Kanonen-

kugeln hatten ihn umsaust, splitternde Balken waren ihm um die Ohren geflogen; aber er war immer, wie man in der Altmark zu sagen pflegt, glücklich davon gekommen. Marthas Nelken trug er in einer Kapsel wohl verwahrt auf der Brust. Es ist daher erklärlich, daß Wilhelm, als er auf der unbewohnten Insel landete, beim Anblick der Nelken von heftigem Heimweh ergriffen wurde. Seine Gedanken eilten zurück in die Heimat, zurück an den Abschiedstag im September vorigen Jahres. „Ich will meiner Freundin ein Sträußchen winden, damit sie bei meiner Heimkehr sieht, daß ich auch fern im Norden, auf öder Insel ihrer gedacht habe", sagte sich Wilhelm. Und so pflückte er eine Nelke nach der andern, setzte sich dann nieder und ordnete dieselben zu einem Sträußchen. Das Bukett war längst fertig, Wilhelm saß immer noch in Gedanken versunken da. Sein Schiff, die wasserschöpfenden Matrosen, alles war vergessen. Es erhob sich ein frischer Wind und traf seine Stirn, da fuhr er auf aus seinen Träumereien und merkte, daß schon die Dämmerung hereingebrochen war. Er eilte an den Strand, aber — o weh! Das Schiff war verschwunden. Man hatte seiner im Augenblicke nicht gedacht und wohl erst jetzt merkte man seine Abwesenheit auf dem Schiffe. Es war zu spät. Lange stand Wilhelm

am Ufer, dann trieb ihn endlich der Durst zurück an die Quelle der Insel. Er löschte seinen Durst, aber ein heftiger Hunger quälte ihn und die Kälte wurde immer empfindlicher. Da ermannte er sich endlich und raffte die holzigen Stengel des Heidekrautes zusammen und zündete sich ein Feuer an. So konnte er nun wieder träumen und sinnen, aber die fürchterliche Gegenwart ließ ihn nicht dazu kommen. Das Meer brauste gegen den Felsen, und der Wind jagte die Wolken pfeilschnell dahin. Es fiel Wilhelm, da er sich auf dem Gymnasium als zukünftiger Seemann viel mit der Geographie beschäftigt hatte, ein, daß im Lehrbuch der Geographie von Dr. Daniel geschrieben steht: „Etwa 120 Meilen im SW. der dänischen Halbinsel, so ziemlich in der Mitte zwischen den Shetlandsinseln und Island liegen die Faröer, d. i Schafinseln, 25 an der Zahl, wovon aber nur 17 von 9000 Einwohnern bewohnt. Sie haben steile Ufer, Berge von beinahe 1000 m Höhe und treffliche Häfen. Der Erwerb der Bewohner besteht in Fischerei, Vogelfang (Eidergänse), hauptsächlich aber in Schafzucht. Auf Stromöe die Hauptstadt Thorshavn." Aber was halfen jetzt unserm Helden die geographischen Kenntnisse? Es wurde ihm zur Gewißheit, daß er sich auf einer der unbewohnten Faröer befand. Du mußt hier verhungern oder auch bei dieser

Jahreszeit elendiglich erfrieren, waren seine Gedanken. Sein Kopf brannte ihm, sein Geist verwirrte sich.

Da brach endlich der Morgen an; Wilhelm begab sich schwankenden Schrittes nach dem Strande. Da, o Freude, erblickte er in nicht zu weiter Ferne ein Schiff. Durch Rufen und durch Schwenken mit einem Tuche suchte er sich bemerklich zu machen. Man bemerkte ihn auch auf dem Schiffe, und es wurde ein Boot nach ihm ausgesandt. Zitternd vor Frost erreichte Wilhelm das Schiff. Es war ein dänisches Kauffahrteischiff, welches sich auf der Reise nach Island befand. Der Kapitän fuhr ihn mit rauher Stimme an: „Aha, ein Preuße! Wie kommst Du hier her, Bürschchen?“ Wilhelm erzählte ihm sein Unglück. Da lachte der Kapitän laut und sagte: „Ich wollte, alle Preußen säßen auf dieser Insel und müßten verhungern. Du weißt doch, ich bin Dein Feind und möchte am liebsten alle Deutschen töten, aber an einem unglücklichen, wehrlosen Feind vergreift sich kein echter Däne. Ich werde es auch nicht tun, darum sei unbesorgt, es wird Dir kein Leid geschehen. Aber eine unfreiwillige Reise nach Island mußt Du mitmachen, nach Kopenhagen kann ich nicht zurückfahren, um Dich als Gefangenen auszuliefern. Du mußt also den Winter über mit auf Island

bleiben, da ich erst im Frühjahr zurückkehre. Vielleicht ist dann auch schon der unglückselige Krieg beendigt, und Du kannst dann unbehindert in Deine Heimat zurückreisen.“ Wilhelm wollte die Hand des edlen Mannes ergreifen, dieser wehrte aber ab.

So fuhr nun Wilhelm mit den dänischen Kaufleuten nach Island. Er litt auf dem Schiffe keine Not, alle Insassen des Schiffes bemühten sich, dem unglücklichen Fremdlinge gefällig zu sein. Nach einer höchst gefährlichen und stürmischen Fahrt erreichte man endlich in einigen Wochen die Insel Island. Der Winter hatte schon seinen Einzug gehalten, in Schnee und Eis gehüllt erschien die Küste. Nachdem die Seeleute ihre Waren ausgeladen, zogen sie nach dem Hauptorte der Insel Reikjawik. Hier besaß der Kapitän eine kleine Wohnung. Da aber dieselbe wenig Raum bot, so konnte Wilhelm in derselben kein Unterkommen mehr finden. Es nahm ihn deshalb der Bischof von Reikjawik auf Bitten des Kapitäns in sein Haus. Der Bischof war ein edeldenkender Mann, welcher Wilhelm nicht als Feind, sondern als einen lieben Freund behandelte. Wilhelm lernte in diesem gastlichen Hause die einfachen und reinen Sitten der Isländer kennen und schätzen, auch gelang es ihm bald, der altnordischen Sprache mächtig zu werden.

Das Weihnachtsfest war gekommen, und es erschien dem Altmärker schier sonderbar, als er auch hier im hohen Norden den Christbaum brennen sah. Dieser Lichterglanz hatte aber ein heftiges Heimweh in ihm erweckt. Er sehnte sich zurück nach Stendal, in die stille Stube seiner Mutter. Wie wünschte er den Frühling herbei, um endlich die jetzt fast immer in Nacht gehüllte Insel Island verlassen zu können. Von Unruhe hin und her getrieben, unternahm er nun alle Tage zur Mittagszeit einen kleinen Ausflug in die von Schnee und Eis erstarrte Umgebung von Reikjawik. So auch einige Tage vor Neujahr. Als sich aber Wilhelm im Freien befand, bildete sich ein dichter Nebel, so daß unser Wanderer den Weg verlor. Wilhelm wurde von einer großen Angst erfaßt. Sein Blut drohte still zu stehen. Da erblickte er in der Ferne einen großen Feuerschein. Er eilte darauf zu. Es schien aber, als sollte er denselben nicht erreichen, er mochte wandern und wandern, der Schein blieb immer in derselben Ferne entrückt. Endlich spürte er, daß sein Weg immer bergan führte. Wilhelm glaubte schon einige Tage gegangen zu sein, nach seiner Berechnung mußte es morgen Neujahr sein. Zu seiner größten Verwunderung hatte er bis jetzt weder Hunger noch Durst verspürt, auch war die Luft bedeutend

wärmer geworden. Plötzlich hielt Wilhelm seine Schritt inne, er stand an einem großen Abgrunde, aus welchem eine mächtige Feuerlohe empor schlug. Der fürchterliche Gedanke, auf den feuerspeienden Berg Hekla gekommen zu sein, wurde bei ihm zur Gewißheit. Schaudernd sah er um sich, erblickte aber nichts als eine dichte Nebelwand. Da geschah ein heftiger Donnerschlag; der Berg erbebte; die Erde schien in Stücke zu zerfallen; Wilhelm fühlte sich emporgehoben und dann wieder in die Tiefe geschleudert, seine Sinne schwanden.

Als Wilhelm erwachte, saß er auf einem Rasen vor einer Stadt. Die Häuser der letzteren schienen ihm aber höchst sonderbar. Überhaupt wußte er nicht, was er von seiner Umgebung denken sollte. Das Gras des Rasens, auf welchem er saß, hatte eine blaßgrüne Farbe, der Himmel über ihm war feuerrot. Vergebens schaute er sich nach den Schnee- und Eisfeldern Islands um. In einiger Entfernung sah er einen dunklen Wald. Da kamen einige Männer, in sonderbarer Tracht, wie letztere Wilhelm noch nie gesehen, aus der Stadt. Wilhelm erhob sich, die Männer blieben stehen und schauten erstaunt den Seemann an. Endlich sagte einer in nordischer Sprache: „Wer bist Du, der Du in das Reich des Todes gekommen?“ Wilhelm erzählte, daß er in der Nähe

von Reikjawik irre gegangen sei, und nun eigentlich selber nicht wisse, wie er hier hergekommen. Die Männer sahen ihn verständnislos an, endlich sagte der eine: „Wir verstehen Dich nicht, komm' mit zu unserm Könige!“ Wilhelm folgte ihnen. Die Stadt schien uralt zu sein. An den Häusern schien seit Jahren keine ausbessernde Hand gelegt zu sein, bei einigen waren die Wände geborsten, bei andern war der Kalk abgeplatzt. Vor den Türen standen Männer und Frauen; auf den ungepflasterten, mit Gras bewachsenen Straßen spielten Kinder; alle, groß und klein, trugen Kleidungsstücke, welche wohl 1000 Jahre alt sein mochten. Alle aber schauten mit finsteren, unheimlichen Blicken auf Wilhelm. Endlich erreichten Wilhelm und seine Begleiter ein langes, von mächtigen Säulen getragenes Gebäude, welches allerdings auch schon sehr vom Zahn der Zeit mitgenommen war. Vor der Tür standen einige langbärtige Männer, mit mächtigen Schwertern und Äxten bewaffnet. Der eine Begleiter Wilhelms wandte sich an dieselben und sagte: „Diesen Fremdling fanden wir vor dem Stadttore, melde uns bei dem Könige.“ Der eine Schwertträger verschwand in dem Palast, kehrte aber schon nach einigen Minuten zurück und sprach? „Der König hat Euch schon vom Fenster aus bemerkt, ihr könnt zurücktreten, nur der

Fremdling folge mir.“ Wilhelm trat in das Schloß. Ein langer, weiter Gang dehnte sich vor ihm aus, und merkwürdig! An den Wänden war zum großen Teile der Kalk abgefallen, das große Gebäude schien Jahrhunderte alt zu sein, ohne daß während dieser Zeit eine ausbessernde Hand daran gelegt war. Der Diener führte nun Wilhelm einige steinerne Stufen hinauf und öffnete eine mächtige Flügeltür und beide traten in ein weites großes Zimmer. In demselben standen zwei Männer. Der eine derselben hatte eine Krone auf dem Haupte, der andere trug ein rotes Gewand und hatte ein großes Schwert an der Seite. Wilhelm erkannte in dem ersteren den König. Dieser rief ihm entgegen: „Wer bist Du? Wie kommst Du in unser unterirdisches Totenreich!“ Unserm Seemann durchrieselte es kalt bei diesen Worten, doch faßte er sich bald und berichtete mit kurzen Worten von dem Kriege zwischen Deutschland und Dänemark, von seinem Unglücke auf den Faröerinseln, von seinem Aufenthalte auf Island, wie er durch ein mächtiges Feuer geblendet auf einen Berg geraten, in eine Öffnung gefallen und nun hier sei. Während dieser Erzählung hatten ihn der König und seine Begleiter mit verständnisloser Miene angesehen, und der König erwiderte endlich: „Von den Völkern, von denen Du mir erzähltest,

habe ich noch nie gehört, aber das habe ich aus Deinen Worten vernommen, daß es immer noch Könige, Schiffe und Kriege gibt. Doch Du wirst die Sonne, das Meer und Deinen König nie wiedersehen, denn Du bist unter dem Hekla, der in diesem Jahre ruht, aber im nächsten Jahre wirst Du sein Grollen und Rollen über Dir hören. Es tut mir leid, daß Dein König einen so tüchtigen Mannen verloren hat, denn Du scheinst mir ein mutiger Mensch zu sein. Ich kann Dir nicht helfen, Du mußt bei uns bleiben.“ Wilhelm antwortete nicht, er schien zu träumen.

Da trat ein Diener ein und stellte auf den großen eichenen Tisch, welcher sich im Zimmer befand, einen kräftigen Imbiß nieder, und als sich der Diener entfernt hatte, forderte der König unsern Helden zum Essen auf. Wilhelm, der kräftigen Hunger verspürte, ließ es sich nun tüchtig munden und sprach auch dem Weine in reichem Maße zu. Bei dem Genusse desselben durchzuckte es ihn sonderbar; er schien seine ganze Vergangenheit zu vergessen. Der König achtete nicht weiter auf ihn, sondern wandte sich an den Mann im roten Rocke und Wilhelm hörte, wie er zu demselben sagte: „Mein lieber Scharfrichter, hast Du nun endlich einen Plan ausgedacht, wonach ich mich an der stolzen, hochmütigen Uninka, welche die Liebe eines Königs

verschmäht, rächen kann, ohne daß ich befürchten muß, daß unser Jahr abgekürzt wird?" Der Rotrock schwieg einen Augenblick, dann sagte er: „Die Ankunft des Fremden paßt zu unserm Plane vortrefflich. Laß Deiner Königlichen Schwester sagen, ein Mensch sei zu uns gekommen, sie solle mit ihren fünf Edeldamen kommen und sich denselben ansehen. Dann führen wir den Fremdling in Begleitung der Frauen im Schlosse umher, bringen ihn auch in Deine Schatzkammer; ich nehme Deinen kostbaren Diamantring zu mir und werde es machen, daß man denselben bei der spröden Uninka findet, dann läßt Du dieselbe töten und der uns beaufsichtigende Richter des Christengottes wird uns nicht durch Verkürzung unseres Jahres strafen können." Der König war damit einverstanden; er rief einen Diener herbei und beauftragte denselben, die Prinzessin mit ihren Edeldamen herbeizurufen. Wilhelm hatte alle Worte vernommen, nur daß er den Inhalt der Rede nicht verstand; das merkte er aber doch, daß es sich um einen teuflischen Plan handle. Der Diener kam zurück und berichtete, die Prinzessin bedaure jetzt, nicht kommen zu können, da sie sich und ihre Edeldamen gerade die Haare flechten ließen. Der Rotrock flüsterte hierauf dem Könige einige Worte zu und dieser sprach zornig:

„Sage der Prinzessin, daß sie mit ihren Edeldamen sofort, auch im aufgelösten Haar — bei meiner Königlichen Ungnade — zu erscheinen habe.“

Der Diener verschwand und bald darauf traten durch die Tür sechs junge Mädchen, von etwa zwanzig Jahren. Wilhelm glaubte nie schönere Jungfrauen gesehen zu haben; sie waren von herrlichem Wuchse, glänzend weißer Haut und hatten himmelblaue Augen. Ihre kräftigen Gestalten waren von langen weißen Gewändern, welche durch bunte Bänder und Goldspangen zusammen gehalten wurden, eingehüllt. Das volle, blonde, aufgelöste Haar reichte fast bis zu den Knöcheln nieder. Unserm Seemann schienen es Gestalten aus dem Gudrunliede zu sein.

Die eine dieser Jungfrauen trat nahe vor den König, während die andern bescheiden an der Tür stehen blieben, und sagte: „Was willst Du, Bruder, daß Du uns schon am ersten Tage unsers Erwachens durch Deine herrischen Befehle störest, willst Du vielleicht wieder, wie vor hundert Jahren, Deinen Haß an meiner Freundin Uninka auslassen? Ich sage es Dir, sobald Du es wagst, Hand an dieselbe zu legen, werde ich mich sofort zu dem Richter des Christengottes begeben, und wir werden, so sehr ich mich auch auf den Genuß unsers Gnadenjahres gefreut, in unsere Erstarrung zurückfallen.“

Der König aber entgegnete sanft: „Sei unbesorgt, liebe Schwester, ich will es in diesem Jahre anders machen; ich gedenke von nun an in Fried' und Freundschaft mit Dir und Deinen Frauen zu leben. Und zum Beweise meiner Freundschaft bitte ich Dich jetzt, mich und diesen Fremdling mit Deinen Freundinnen nach meiner Schatzkammer zu begleiten. Ich will dem Manne zeigen, daß wir auch vor tausend Jahren Schätze besessen haben."

Jetzt erst bemerkte die Prinzessin Wilhelm, welcher sich von seinem Sitze ehrfurchtsvoll erhoben hatte. Erstaunt sah sie ihn an und fragte verwundert: „Wer ist dieser sonderbare Mann?" „Er ist durch die Öffnung des Hekla gefallen und wird wohl nun bei uns bleiben müssen", erwiderte der König.

Der König und sein Scharfrichter verließen nun das Zimmer. Wilhelm folgte ihnen, ihm zur Seite schritten die sechs lieblichen Mädchen, welche neugierig jede seiner Bewegungen betrachteten. Nachdem sie durch einen langen Gang gekommen, traten sie in ein großes Gewölbe. Hier glänzte und blitzte es von Diamanten und Edelsteinen, so daß unser Altmärker schier geblendet wurde. Da hub der König an: „Siehe, Fremdling, dies sind meine Schätze! Wunderst Du Dich nicht über meinen Reichtum? Sieh' hier",

dabei hob er einen herrlichen Ring empor, „den Wunderring Udralal, den einst mein Urgroßvater einem Seegreis abnahm!“ Wilhelm trat näher und mit ihm auch die Prinzessin mit ihren Begleiterinnen, um den Ring genauer in Augenschein zu nehmen. Hierauf legte der König den Ring wieder in ein Futteral und schritt weiter. Nachdem der ganze Raum durchschritten und alle Schätze vom König gezeigt und von Wilhelm bewundert waren, bemerkte letzterer, daß der Rotrock verschwunden war.

Bei dem Austritt aus dem Gewölbe wandte sich der König an die Damen und sagte: „Ich habe mich gefreut, daß Ihr meinem Wunsche nachgekommen seid, geht jetzt hin und ordnet Eure Haare zu Flechten und kommt nach einer halben Stunde wieder zu mir nach meinem Empfangssaale, dort soll uns der Fremdling von seinen Erlebnissen und von der Welt erzählen.“

Die Jungfrauen entfernten sich schweigend, und der König winkte Wilhelm, ihm zu folgen. Sie kamen wieder in den Saal, wo Wilhelm zuerst von dem Könige empfangen worden war. Hier befand sich zu Wilhelms Verwunderung der Scharfrichter des Königs. Dieser war sehr vergnügt und sagte zum Könige: „Die Sache geht gut vonstatten, die stolze Uninka wird nun ihren Lohn bekommen. Ich habe Deinen Demantring

Udralal entwendet, ihn der Magd der Uninka mit der Weisung gegeben, denselben ihrer Herrin unversehens mit in die Haare zu flechten. Die Magd verrät nichts, ich habe ihr gesagt, es handle sich um einen Scherz, der, wenn er gelingt, ihr eine reiche Belohnung bringen würde." Der König schmunzelte und wandte sich an Wilhelm mit den Worten: „Von allem, was Du, o Fremdling, hier siehst, hast Du bei Deinem Leben zu schweigen!" Wilhelm verneigte sich stumm. Hierauf erhob sich der König und lief fluchend und tobend durch den Saal, seinem Beispiele folgte auch der Scharfrichter. Nach einer Weile rief der König einen Diener und befahl ihm, die Schwester mit ihren Begleiterinnen herbeizurufen.

Die sechs Jungfrauen erschienen; harmlos traten sie in den Saal; ihre Haare hingen ihnen in langen, dicken Flechten auf dem Rücken herunter. Der König rief ihnen zornig zu: „Ich wollte in diesem Jahre Frieden mit Euch halten; Ihr zeigt Euch aber gleich recht dankbar! Wer von Euch hat meinen Ring Udralal entwendet?" Da trat die Prinzessin dicht vor den König und sagte: „Du scheinst Ursache zum Streite zu suchen, wie kannst Du uns eines Diebstahls zeihen! Ich habe den Ring nicht, ebensowenig meine Gespielinnen, für deren Ehrlichkeit trete

ich ein!“ Der König aber entgegnete: „Eine von Euch hat den Ring; diesen Fremdling habe ich genau beobachtet, er hat ihn nicht; Euch aber werde ich sofort auf der Stelle untersuchen lassen und wehe, bei welcher der Ring gefunden wird, die ist des Todes, Euch andern aber lasse ich, als die Genossinnen einer Diebin, durchpeitschen.“ Die Prinzessin erwiderte heftig: „Es sei, wie Du gesagt hast, bei der der Ring gefunden wird, die sei des Todes, auch magst Du uns, auch mich, in Deiner brüderlichen Liebe, durchpeitschen lassen. Findest Du den Ring aber, wie ich weiß, nicht, dann gestatte uns in diesem Jahre in meinem Schloßflügel, unbehelligt von Dir, fern von Deinen rauschenden Festen, leben zu dürfen. Nichts ist mir verhaßter, wie Dein Anblick.“ Der König entgegnete: „Es sei, wie Du gesagt hast.“

Hierauf winkte er seinem Scharfrichter, dieser trat hinzu und band jeder Jungfrau die Hände auf den Rücken, dann fing er an, eine nach der andern zu durchsuchen; er durchsuchte ihre Gewänder, löste ihre Flechten auf und fand endlich bei der letzten Jungfrau den Ring in der Haarflechte. Der König rief mit heftiger Stimme: „Da ist ja der Ring, und wie ich sehe, ist die tugendreiche, spröde Uninka eine gemeine Diebin! Deine letzte Stunde hat geschlagen, mein

Täubchen!“ Die so angeredete Jungfrau erwiderte: „Ich bin unschuldig, o König, ich weiß nicht, wie der Ring in mein Haar gekommen; meine Magd muß ihn eingeflochten haben. Doch wie soll sie zu dem Ring gekommen sein?“ Da unterbrach sie die Prinzessin und sagte: „Ich glaube an Deine Unschuld, Uninka, es ist Dir ein Fallstrick gelegt worden!“ Der König aber schrie wütend: „Schweig! Dein Wort gilt, bei der der Ring gefunden wird, die sei des Todes, auch magst Du uns, auch mich, in Deiner brüderlichen Liebe durchpeitschen lassen.“ Darauf wandte er sich an den Scharfrichter mit den Worten: „Gehe hin und verhöre die Magd der Diebin, hat dieselbe eingestanden, so töte sie auf der Stelle für ihre Beihilfe.“ Der Scharfrichter verschwand und der König stellte sich vor die unglückliche Uninka und schien sich an ihrer Angst zu weiden. Bald darauf kam der Scharfrichter zurück und sagte: „Die Magd hat alles gestanden; Uninka brachte den Ring mit aus der Schatzkammer und in der Meinung, daß man den Ring in ihrer dichten Flechte nicht suchen würde, befahl sie der Magd, denselben einzuflechten. Ich habe die heimtückische Magd nach Deinem Befehl sofort in dem Zimmer ihrer Herrin erhängt.“

Jetzt trat der König dicht vor Uninka, ergriff

sie bei den Haaren und sagte: „Nun bekommst Du Deinen Lohn für alle Deine Untaten, die Du gegen mich begangen.“ Dann zog er sein Schwert und hieb dem unglücklichen Mädchen mit einem Schlage das Haupt ab. Sodann befahl er dem Scharfrichter, die übrigen Mädchen, auch seine Schwester, durchzupeitschen. Der Scharfrichter rief einige Diener herbei, diese ergriffen die Mädchen und banden sie an den Tisch fest; sodann entblößte man ihnen den Rücken, und der Scharfrichter ließ nun unbarmherzig seine Peitsche auf die weiße, sammetweiche Haut der Mädchen niedersausen. Der König sah mit teufelischer Lust, wie sich die Jungfrauen unter den Schlägen krümmten; Wilhelm aber wunderte sich, daß keine einen Laut von sich gab. Endlich, als die Rücken der unglücklichen Geschöpfe ganz mit Blut unterlaufen waren, befahl der unmenschliche König, dem Schlagen Einhalt zu tun, und nachdem er noch mit sichtbarem Vergnügen die Striemen auf dem Rücken eines jeden seiner Opfer betastet hatte, gebot er, die Mädchen loszubinden. Diese verließen sofort den Saal, nur die Prinzessin wandte sich noch einmal um und warf ihrem Bruder einen Blick voll tödlichen Hasses zu. Der König aber nahm keine Notiz davon, sondern ließ sich einen Becher reichen, füllte denselben mit dem Blute der enthaupteten

Uninka und leerte ihn mit einem Zuge. Unserm Altmärker schauderte es; er wäre gern entflohen, wenn er gewußt hätte, wohin. Endlich schien sich der König seiner zu erinnern und sagte zu einem Diener: „Führe diesen Fremdling in den Westteil des Schlosses, dort mag er wohnen, Du hast für seine Bequemlichkeit zu sorgen.“ Der Diener ging voran, und Wilhelm folgte ihm. Nachdem beide einen ziemlich langen Gang durchschritten hatten, öffnete ersterer eine Tür. Ein weites, geräumiges Zimmer lag vor ihnen. Wilhelm winkte dem Diener, daß er sich entferne. Darauf ließ er sich auf einem aus Binsen geflochtenen Sessel ermüdet nieder. Es war ihm, als sei er gestorben, nur daß sich seine Seele noch nicht von dem Körper getrennt habe. Sein ganzes Leben zog an ihm vorüber, die frohe Kindheit, die ehrwürdige Stadt Stendal, seine Seefahrt, sein Aufenhalt auf Island und seine jetzt so unheimliche Lage. Endlich fuhr Wilhelm aus seinen Träumen auf; es wurden Stimmen unter seinem Fenster laut. Schnell sprang er auf und erblickte im Garten die Prinzessin mit ihren Begleiterinnen. In einer Laube, die sich nicht weit von dem Fenster Wilhelms befand, ließen sich dieselben nieder. Da bemerkte Wilhelm eine Treppe, die von dem Flur, welcher sich vor seinem Zimmer befand,

in den Garten führte. Er verließ nun die Stube, eilte die Treppe hinab und trat in die Laube. Die Prinzessin erhob sich mit ihren Jungfrauen und sahen ihn erstaunt an. Wilhelm verneigte sich, da forderte die Königstochter ihn auf, sich an ihre Seite zu setzen. Wilhelm kam ihrem Wunsche nach.

Die Prinzessin aber blickte ihm starr in die Augen, dann sagte sie: „Du wunderst Dich gewiß, o Fremdling, über das, was Du hier gesehen und gehört hast. Da Du nun aber bei uns bleiben mußt, so höre unsere Geschichte. Wisse, o Jüngling, mein Vater war der König von Island. Er herrschte vor mehr als tausend Jahren auf dieser Insel. Damals war Island noch ein grünes Land, mit schönen Kornfeldern und herrlichen Wäldern, in denen Hirsche und Rehe spielten; es hatte viele volksreiche Städte und wohlhabende Dörfer; auch gebot mein Vater über ein zahlreiches Heer und über eine große Flotte. Wir und alle Bewohner waren aber Heiden. Da landeten eines Tages Männer, Frauen, Jünglinge und Jungfrauen, Knaben und Mädchen auf unserer Insel. Dieselben sagten, ihre Heimat sei Germanien, sie seien durch einen Sturm nach hier verschlagen und wüßten den Weg nach dem Lande ihrer Väter nicht mehr zu finden. Mein Vater, der den Fremdling nach dem Gebote der Götter

ehrte, wies den Heimatlosen Land zum Wohnsitz an. Die Germanen, etwa 60 Personen, bauten sich nun ein Dorf und beackerten das Land, das Vieh hatte ihnen mein Vater geschenkt. Was aber bei allen Isländern Verwunderung erregte, war das Haus, in welchem sie ihren Gott verehrten. Es hatte einen hohen Turm, auf dem eine Glocke hing, die mit hellem Tone die Leute zum Dienste ihres Gottes rief. Wir hatten bisher Wodan, Thor und andere Götter in unsern Wäldern unter hohen Eichen verehrt. Davon wollten aber die Germanen nichts mehr wissen. Sie beteten nur einen Gott an, redeten von einem Herrn Jesus Christus, der für die Menschen gestorben, damit dieselben in den Himmel kämen. Viele Isländer wohnten voll Neugierde dem Gottesdienst der Germanen bei, manche ließen sich auch bekehren und nannten sich nun Christen. Mein Vater, der auch fremden Glauben ehrte, störte die Heimatlosen nicht. Eines Tages ging mein Vater zur Jagd, am Abende kehrte er nicht zurück. Am andern Tage fand man ihn tot im Waldesdickicht liegen. Niemand wußte, wer ihn gemordet. Mein Schmerz und auch der Kummer des ganzen Volkes waren groß. Mein Bruder allein weinte keine Träne, wenn er auch finster dreinschaute. Er hatte, wie ich später erfuhr, den Vatermord begangen,

um schneller König zu werden. Als mein Vater begraben war, begann mein Bruder seine scheußliche Regierung. Er bedrückte das Volk mit großen Abgaben und verschwelgte dieselben. Keine Jungfrau war sicher vor ihm, jede, welche seinem Auge gefiel, wurde von ihm mit Gewalt verführt. Nun hatten aber die Christen in dem Germanendorfe hübsche Töchter. Hier hatte aber der gottlose König einen schweren Stand. Alle seine Verführungskünste halfen ihm nichts. Da war sein Haß groß, er sann auf Rache. Leider wurde ich die Ursache seiner Rache. Als ich einst das Germanendorf besuchte, sah ich hier einen sehr schönen Jüngling, es war der Sohn des Dorfältesten, Armin war sein Name. Mein Herz entbrannte bei dem Anblicke des kräftigen Jünglings; mein ganzes Sinnen und Trachten war darauf gerichtet, ihn als Ehegemahl zu bekommen. Fast täglich kam ich nach dem Orte, aber all' mein Werben war vergeblich. Armin, welcher seinen Namen nach einem tapfern Vorfahren führte, blieb gegen alle meine Liebesbezeugungen kalt wie ein Stein. Da erfuhr ich auch noch zu meinem Schmerze, daß er eine Stammesgenossin liebe. Ich lernte auch bald meine Nebenbuhlerin kennen; sie war ein hübsches, kräftiges Mädchen mit Namen Thusnelda. Mein Herz schnürte sich zusammen bei dem Anblicke

dieser Schönen, eine fürchterliche Eifersucht erfaßte mich. Ich fing an darüber nachzusinnen, wie ich das Mädchen aus dem Wege schaffen könne, am liebsten hätte ich seinen Tod gesehen. Da kam mir ein teufelischer Gedanke. Ich ging zu meinem Bruder und sagte: „Höre, o königlicher Bruder, man rühmt Dich als einen Kenner der Frauenschönheit, hast Du noch nie von der blondgelockten Christin Thusnelda gehört?“ Darauf mein Bruder: „Schon oft habe ich sie gesehen, aber dieselbe ist nicht für mich, sie ist die Braut des Armin. Doch was kümmerst Du Dich um die Dirne?“ „Lieber Bruder“, sagte ich, „mein Vater und meine Mutter sind tot. Niemanden habe ich, dem ich mein Leid klagen könnte, Du aber bist mein Bruder. Ich liebe den Armin, hilf Du mir, daß ich ihn zum Ehegemahl bekomme.“ Da erwiderte mein Bruder: „Wie soll ich Dir dabei helfen, Du hast ja gehört, daß er mit der Thusnelda verlobt ist!“ Ich antwortete: „Siehe, o Bruder, wirb Du um Thusnelda, sie ist schön, mache sie zu Deiner Königin, Du brauchst Dich ihrer nicht zu schämen, folgt sie nicht willig, dann entführe sie mit Gewalt, Du bist doch der König und besitzt die Macht. Hast Du dann die Hochzeit gefeiert, dann forderst Du den Armin auf, mich zu heiraten; er muß es sich doch zur Ehre anrechnen, Dein Schwager zu

werden.“ Da lachte mein Bruder höhnisch und sagte: „Ich sehe, o Schwester, die Liebe hat Dir den Kopf verdreht, doch ist es die erste Bitte, mit der Du zu mir kommst, darum sei sie Dir gewährt; schon morgen werde ich meine Boten senden und um Thusnelda werben.“ Ich dankte meinem Bruder und entfernte mich. Am andern Tage sandte mein Bruder nach dem Christendorfe und hielt um die Hand der Thusnelda an. Er bekam eine abschlägliche Antwort.

Am folgenden Tage sammelte mein Bruder ein großes Heer. Auf meine Frage: „Wohin willst Du, o Bruder?“ antwortete er mit fürchterlicher Stimme: „Das Christendorf will ich zerstören, wie ich durch zwei Zeugen erfahren, haben die Christen meinen Vater ermordet.“ Ich ahnte, daß diese Worte unwahr seien, doch freute ich mich der Rache. Doch ich will mich kurz fassen, o Fremdling. Das Dorf ging in Flammen auf, alle Bewohner, Männer, Weiber und Kinder wurden getötet. Auch Armin fiel nach heftiger Gegenwehr. Als aber mein Bruder mit seinen Kriegern blutbefleckt nach der Stadt zurückkehrte, und wir Frauen vor dem Schlosse die Heimkehrenden durch unsere Siegeslieder begrüßten, da geschah plötzlich ein heftiger Donnerschlag, unsere Stadt schien zu versinken, Flammenmeere loheten über uns. Bestürzt und mit

verzerrten Mienen standen wir da. Ein alter Mann, mit langem, weißem Barte, im schwarzen wallenden Gewande, mit einem Kruzifix in der Hand, stand, wie aus der Erde gezaubert, vor meinem Bruder. Mit Donnerstimme hub der Greis an: „Wehe Dir, Verruchter! Deinen Vater hast Du ermordet, die Christen hast Du hingeschlachtet, das Maß Deiner Sünden ist voll! Du und Deine sündhafte Stadt sollen verzaubert in die Tiefe versinken, über Euch und neben Euch sollen die vulkanischen Feuer brennen und die Donner rollen, in Stumpfheit und Verzweiflung sollt Ihr dahin leben, Eure Leiber sollen nicht altern, den Tod sollt Ihr nicht erleiden, ewig sollt Ihr verdammt sein!"

Ein grauenhaftes Gefühl kam über mich, mit Entsetzen stürzte ich vor dem schrecklichen Greise auf die Kniee und flehte mit erhobenen Händen: „Habe Erbarmen, Du furchtbarer Götterbote! Sprich mit dem Christengotte, daß er uns vergebe!" Darauf sprach nach kurzem Besinnen der Greis: „Der Gott, der Himmel und Erde gemacht hat, ist ein starker und eifriger Gott, er strafet die Sünder. Aber er ist auch ein Gott der Gnade. Wenn Ihr Euch bekehret, so wird er Euch nicht ewig strafen. Höret nun, was Euch mein Gott verkündigt: Teilnahmlos, von Gewissensbissen gepeinigt, sollt ihr unter einem

feuerspeienden Berge weilen Aber alle hundert Jahre sollt Ihr erwachen und ein Gnadenjahr haben, bekehret Euch in dieser Zeit. Und", mit diesen Worten wandte er sich an mich, „Du sündige Evastochter, die Du durch Dein sinnliches Begehren den Tod so vieler Christen verursacht hast, mußt mit leiden, da Du aber zuerst um Gnade gefleht, so gebe ich Dir dieses Kästchen", damit überreichte er mir ein Kästchen, Du siehst es hier auf dem Tische stehen, o Fremdling, und fuhr fort, „wenn Du meiner bedarfst, dann klopfe dreimal gegen das Kästchen, ich werde dann sofort erscheinen." Nach diesen Worten verschwand der Greis.

Eine fürchterliche Strafe kam jetzt über uns. Neben und über uns zuckten mächtige Flächenblitze, heftige Donnerschläge erschreckten uns. Wir saßen teilnahmlos da, gepeinigt von Gewissensbissen, nicht tot und nicht lebend.

Endlich waren hundert Jahre dahin, wir erwachten, das erste Gnadenjahr war gekommen. Wir freuten uns, wohl sahen wir die Sonne nicht wieder, aber es war hell geworden, dasselbe fahle Licht, welches auch jetzt uns beleuchtet, o Fremdling, schien uns. Wir lebten im Sinnesrausche und feierten Feste auf Feste. Das Jahr ging schnell dahin, am Ende des Jahres erschien wieder jener Greis und sagte mit hohler Stimme:

„Wie soll Gott mit Euch Erbarmen haben, da ihr in dem Gnadenjahre in Sünden und Lastern weiter gelebt, bekehret Euch!“ Damit verschwand er, wir aber sanken bald in unsern traumhaften Zustand zurück. So gingen mehrere Jahrhunderte dahin, alle 100 Jahre lebten wir ein Jahr in Sünden weiter, dann folgten wieder die schrecklichen 99 Jahre. Am Ende eines jeden Gnadenjahres erschien der Greis und ermahnte uns zur Buße.

Da, als wir vor 100 Jahren (1765) erwachten, sagte ich zu meinen Freundinnen: „Dieses Leben ertrage ich nicht mehr, wir wollen uns in diesem Jahre von allen Festen zurückziehen und still für uns dahin leben, vielleicht hat dann der Christengott Erbarmen und schenkt uns den Tod.“ Meine Freundinnen waren hiermit einverstanden. Aber mein Bruder wollte nichts davon wissen. Er wollte uns mit Gewalt zur Teilnahme an seinem Sündenleben zwingen. Uninka, die er heute morgen enthauptet, war seine Geliebte gewesen, heiraten wollte er sie nicht, denn nach seiner Ansicht habe dies für ein Jahr keinen Zweck. Als sich nun auch Uninka weigerte, ihm zu folgen, da wollte er sie mit Gewalt in seine Gemächer schleppen. In meiner Angst klopfte ich dreimal an das Kästchen. Da erschien der Greis und sagte: „Deine Prüfungs-

zeit wird bald vorüber sein, Prinzessin, zeige Dich auch in 100 Jahren so standhaft.“ Mit fürchterlicher Stimme wandte er sich dann an meinen Bruder und rief: „Willst Du ewig verflucht sein, daß Du den guten Vorsatz Deiner Schwester und ihrer Freundinnen zu vereiteln suchst. Zur Strafe sei euer Gnadenjahr abgekürzt! Du Verruchter hast es verursacht, versinket zurück in Nacht und Grauen!“ Der Greis verschwand und wir sanken zurück in unsern schrecklichen Zustand. Jetzt nach 100 Jahren ist wieder unser Gnadenjahr angebrochen und wie Du gesehen, o Fremdling, denkt mein Bruder noch nicht an seine Bekehrung. Die arme Uninka wird nach einem Jahre wieder lebendig, denn sterben kann niemand in unserer unterirdischen Stadt. Ich hatte die Absicht, den Greis herbeizurufen, da sah ich Dich und unterließ es. Du bist doch ein Christ und kannst uns den Christenglauben lehren, vielleicht hat dann nach Ablauf dieses Jahres der Christengott Erbarmen und läßt uns den Tod zuteil werden.“

Die Prinzessin schwieg. Wilhelm war tief erschüttert, als er die Beichte der Prinzessin gehört hatte. Endlich sagte er: „Prinzessin, Gott wird euch verzeihen, auch glaube ich, daß ich aus diesem unterirdischen Reiche wieder erlöst werde.“ Dann griff er in seine Brusttasche und

holte das neue Testament, das ihm seine Mutter bei seiner Abreise aus Stendal mit auf den Weg gegeben hatte, heraus und las den Jungfrauen daraus vor. Wilhelms Mutter war eine fromme Frau, sie gedachte beim Abschiede ihres Sohnes des Spruches:

„Geh' ohne Stab nicht durch den Schnee
Und ohne Steuer nicht zur See;
Geh' ohne Gebet und Gottes Wort
Niemals aus deinem Hause fort."

Darum hatte sie ihm das neue Testament mit auf den Weg gegeben. — — — — — — — —

Die Tage gingen dahin, aus den Tagen wurden Wochen, aus den Wochen Monate. Wilhelm lebte noch immer unter dem Hekla. Wenn er nicht die unterirdische Stadt durchstreifte und die alten Bauwerke betrachtete, dann saß er bei der Prinzessin und ihren Dienerinnen und las aus dem neuen Testamente vor und erklärte den Inhalt. Die Jungfrauen waren eifrige Zuhörerinnen. Der König ließ ihn unbehelligt, auch kümmerte er sich nicht weiter um seine Schwester, wohl aus Furcht, daß diese wieder den geheimnisvollen Greis herbeirufen könne und so das Gnadenjahr wieder abgekürzt würde.

Eines Tages saß Wilhelm im Zimmer der Prinzessin und sprach mit ihr und den übrigen Jungfrauen über ein Bibelwort. Da hörte man

im Vorzimmer laute Stimmen. Die Tür wurde aufgerissen und der König stürzte mit einigen Begleitern in die Stube. Man sah es den eindringenden Männern an, daß sie vom Mete trunken waren. Mit lallender Stimme hub der König an: „Schwester Ingeborg, heute feiere ich meinen Geburtstag; ich erwarte, daß Du mit Deinen Frauen und mit Deinem Geliebten“ — dabei zeigte er auf Wilhelm — „in den Königssaal kommst und das Fest meines Jahrestages durch Deine Gegenwart verherrlichst.“ Prinzessin Ingeborg sprang zornig auf und verwies ihren Bruder mit harten Worten. Da ergriff zornig der König sein Schwert und schlug damit nach seiner Schwester. Wilhelm sprang in diesem Augenblicke hinzu und riß die Prinzessin mit der Rechten zurück, während er die linke Hand zur Abwehr vorstreckte. Das Schwert des Königs traf seine Linke und der Zeige- und Mittelfinger flogen von dem gewaltigen Hiebe ab durch das geöffnete Fenster. Wilhelm fühlte einen heftigen Schmerz; zu seinem Erstaunen aber sah er, wie der König plötzlich erbleichte und wie gebannt in die entgegengesetzte Ecke des Zimmers starrte. Wilhelm schaute sich um und erblickte einen Greis, der die am ersten Tage seines Hierseins enthauptete Uninka an der Hand führte und drohend auf den König zuschritt. Plötzlich wandte sich

letzterer um und verschwand mit seinen Begleitern, die Tür dröhnend ins Schloß werfend. Der Greis trat zu Wilhelm und berührte die verwundete Hand, das Blut war sofort gestillt; der Greis aber war plötzlich verschwunden. Da trat Uninka zu Wilhelm und sprach demütig: „Der Prophet des Christengottes hat mich wieder in das Leben zurückgerufen und mir gesagt, ich solle von Dir, o Fremdling, die Lehren des Christentums vernehmen und erkennen lernen."

Das Weihnachtsfest war gekommen. Heftiges Heimweh und Sehnsucht nach der Außenwelt plagten unsern Altmärker. Er saß am ersten Weihnachtstage in dem Zimmer Ingeborgs und las die Geburtstagsgeschichte des Heilandes vor. Die Prinzessin und ihre fünf Edeldamen lauschten gespannt seinen Worten. Als er geendet, sagte die Prinzessin: „Lies uns nun auch die Kreuzigung des Herrn vor." Wilhelm kam ihrer Bitte nach. Als er aber das Wort des Herrn an den Schächer: „Wahrlich, wahrlich, ich sage Dir, heute noch wirst du mit mir im Paradiese sein", gelesen, unterbrach ihn Ingeborg und sagte: „Höre, o Fremdling, Jesus verspricht hier dem Mörder die ewige Seligkeit, warum vergibt er uns unsere Sünden nicht und zürnet uns ewig. Siehe, unser Gnadenjahr ist bald vorüber und noch immer zürnet uns Gott. Auch Du bist gestraft, siehe,

Du hast zwei Finger verloren, und ich wundere mich, daß Du das Leben hier so geduldig trägst.“ Wilhelm erwiderte: „Wohl sehne ich mich zurück nach meiner Heimat, und ich glaube, daß uns Gott noch vor Ablauf dieses Jahres erlösen wird. Darum zweifle nicht an Gottes Gnade. Rufe doch den Propheten!“ Ingeborg gehorchte und klopfte dreimal an das Kästchen. Plötzlich stand der Greis vor ihnen und sagte: „Ich kenne den Inhalt Eures Gespräches und verkündige Dir, Prinzessin, nebst Deinen fünf Freundinnen die Vergebung Eurer Sünden, heute noch sollt Ihr mit mir im Paradiese sein. Dein Bruder aber und die sündhaften Bewohner seiner Stadt werden nach Ablauf des Jahres wieder in die Erstarrung zurückfallen, so lange bis sie sich bekehren. Dieser Fremdling aber soll zurück nach seiner Heimat, belohne ihn, o Prinzessin.“ Die Prinzessin holte Gold und Silber und füllte damit die Taschen Wilhelms. Hierauf sagte der Greis: „Folget mir!“ Wilhelm, Ingeborg und die fünf Jungfrauen folgten ihm. Sie verließen das Schloß, die Luft verfinsterte sich und nach einer einstündigen Wanderung merkte Wilhelm, daß ihn andere Luft umgab, er schaute um sich und sah den Mond am Himmel stehen. Der Greis aber sprach: „Wir haben jetzt den Hekla verlassen und befinden uns wieder auf der Oberfläche der

Erde. Hier trennen sich unsere Wege. Du, o Jüngling, wandere gerade aus, dann kommst Du wieder nach Reikjawik. Ihr aber, o Frauen, steigt in diese Gruft", dabei zeigte er auf eine Grube, die am Wege frisch aufgeworfen zu sein schien, und fuhr fort: „Staub zu Staub, Eure Leiber zur Erde, Eure Seelen aber sollen eingehen in die ewige Seligkeit." Die Jungfrauen stiegen in die Gruft und die Erde verschlang sie. Auch der Greis war plötzlich verschwunden. Verwundert stand Wilhelm da, er glaubte zu träumen. Doch atmete er mit Wohlbehagen die Erdenluft ein und wanderte dann schnell vom Hekla herunter und kam, als der Morgen graute, in Reikjawik an.

Der Bischof von Reikjawik war sehr erfreut, Wilhelm wiederzusehen. Auch der Kapitän, der Wilhelm nach Reikjawik gebracht, freute sich seines Wiedererscheinens. Sehr verwundert waren alle, die Wilhelms Geschichte hörten. An den langen Winterabenden versammelten sich die Bewohner Reikjawiks in dem Hause des Bischofs und Wilhelm erzählte von seinen Erlebnissen in der unterirdischen Stadt unter dem Hekla.

Endlich kam der Frühling. Wilhelm nahm Abschied von dem gastfreien Bischof und verließ anfangs Juni mit dem Kapitän die Insel, um nach

Kopenhagen zu fahren. Wilhelm hatte auch von dem Bischof einen Brief für den König von Dänemark erhalten. Nach einer mehrwöchentlichen Seefahrt landete das Schiff in Kopenhagen. Der Kapitän führte Wilhelm zu dem König Christian. Wilhelm übergab ihm den Brief des Bischofs. Als der König den Brief gelesen und Wilhelm ihm seine Geschichte kurz erzählt hatte, sagte er freundlich zu Wilhelm: „Wie Du wohl schon von dem Kapitän erfahren, ist der Krieg zwischen Dänemark und Deutschland beendet, Du bist also nicht mehr mein Gefangener, sondern mein Gast. Bleibe noch einige Tage in Kopenhagen, erhole Dich von der Seereise, für Deine Bequemlichkeit werde ich sorgen.“ Wilhelm dankte dem edlen dänischen Könige. In Kopenhagen hörte Wilhelm von dem großen deutschen Kriege, der im Juni 1866 ausgebrochen war, auch erfuhr er von dem gewaltigen Kampfe bei Königgrätz und freute sich der Siege seines Königs. Nach einigen Wochen verließ Wilhelm, nachdem er sich noch einmal bei dem dänischen Könige für die freundliche Aufnahme bedankt hatte, Kopenhagen und fuhr auf einem Schiffe nach Stettin. Von hier aus fuhr er mit der Bahn nach Berlin, um einen Brief, den ihm der König Christian beim Abschiede übergeben hatte, dem König Wilhelm zu überreichen.

Am 20. September 1866 kam Wilhelm in Berlin an, gerade an dem Tage, als die siegreichen Truppen ihren Einzug hielten. Er sah den Grafen Bismarck zwischen dem Kriegsminister Roon und General Molkte dem König vorauf reiten und freute sich, alle diese Helden zu sehen. Am andern Tage ging er zu dem König Wilhelm. Der ehrwürdige, greise Heldenkönig empfing ihn sehr freundlich. Graf Bismarck befand sich gerade bei dem Könige, er wollte danken für seine Beförderung zum Generalmajor. Als Wilhelm I. den Brief des dänischen Königs gelesen hatte, rief er einen Sekretär herbei und Wilhelm mußte seine Geschichte erzählen; der Sekretär aber schrieb alles auf. Der König versprach dem Seemann, da er doch durch den Verlust zweier Finger Invalide geworden, eine Pension. Wilhelm aber lehnte dies gütige Anerbieten ab, da er durch das Gold der Prinzessin Ingeborg ein reicher Mann geworden sei, auch gäbe es jetzt viele Kriegsinvaliden, die eine Unterstützung nötiger hätten, als er. Der König lobte ihn wegen dieser Gesinnung und überreichte ihm einen hohen Orden. Auch Graf Bismarck gab unserm Altmärker die Hand und nannte ihn seinen tapferen Landsmann.

Am anderen Tage fuhr Wilhelm nach Stendal. Ihr könnt euch denken, welche Freude seine

Mutter und seine Braut Martha hatten, ihn, den sie schon als tot beweint hatten, wiederzusehen. Im nächsten Jahre feierte er seine Hochzeit; hier ging es hoch her, auch Graf Bismarck hatte eine Gratulation geschickt. Ich wollte, du und ich wären auch dabei gewesen.



Uchtine.

In einem finstern Walde, welcher unweit eines großen Meeres lag, lebte einmal eine Zauberin, ein häßliches, böses Weib. Sie wohnte in einer weiten, dunklen Höhle. Die Nahrung des Weibes bestand aus einer Suppe, die sie sich aus Nesselblättern kochte, und aus dem Fleische unschuldiger Kinder. Kein Knabe und kein Mädchen war vor ihr sicher. Ein jedes Kind, dessen sie habhaft werden konnte, schleppte sie in ihre Wohnung, schlachtete und briet es. Selbst Jungfrauen wurden von ihr geraubt. Letztere aber verzehrte sie nicht selber, sondern lieferte dieselben ihrem Sohne, einem Ungeheuer, welches in dem naheliegenden Meere hausete, als Speise.

Ein großes Wehklagen erhob sich. Hier beweinte eine Mutter ihr Kind, dort beklagte ein Jüngling den Verlust seiner Braut. Da beschloß endlich der König des Landes, dem Unwesen des Weibes ein Ende zu machen. Er ließ den ganzen Wald mit Soldaten umstellen. Gerade als die Zauberin ihre Hütte verließ, um sich einige Kinder zu suchen, fielen die Soldaten über sie

her und nahmen sie gefangen. Auf einem Wagen wurde sie, an Händen und Füßen gebunden, in die Stadt vor den König geführt. Wie jubelte da das Volk, laute Schimpfreden und Verwünschungen rief es dem Weibe zu. Der König machte nun kurzen Prozeß mit der Zauberin; er verurteilte sie zum Tode. In aller Stille ließ er dieselbe am andern Morgen, ehe die Sonne aufging, nach dem Walde zurückführen. An dem Waldessaum wurde sie von den Soldaten an einen mächtigen Fliederbaum gehängt. (An einen andern Baume durften sie es nicht wagen, weil sich das Weib dann vermittelst seiner Zauberkräfte befreit hätte. An dem Fliederbaum aber, welcher dem Menschen so viele Heilkräfte liefert, ist keine Zauberei möglich.) Die Soldaten kehrten hierauf in die Stadt zurück und ließen das Weib zappeln.

In der Nähe aber weidete ein hübsches siebzehnjähriges Hirtenmädchen seine Herde. Neugierig trat es hinzu und sah das Weib hängen. Die von Schmerz entstellten Züge erschrecken es zwar anfangs, aber bald erwacht bei ihm das größte Mitleid. Wohl weiß es, daß das Weib das größte Unheil in der Welt angerichtet hat, aber seine Augen füllen sich mit Tränen, denn es ist ein frommes Mädchen, mit weichem Herzen.

„Dorothee“, ruft da plötzlich mit heiserer

und schwacher Stimme das Weib, „hilf mir! Ich will dir's lohnen.“ Dorothee aber steht unbeweglich, ein schwerer Kampf wogt in ihrem Innern. Sie denkt, wie wenn das Weib ihr Versprechen nicht hält und dich zum Danke tötet, und dann, machst du dadurch nicht viele Familien unglücklich? Da erschallt wieder die krächzende Stimme des Weibes: „Fürchte dich nicht, hilf mir! Ich will dich zur Königin machen. In herrlich seidenen Kleidern sollst du einhergehen; viele Diener werden deinem Winke folgen.“

Das Mädchen, durch diese Versprechungen geblendet, steigt auf den Baum und erlöst das Weib. Kaum stehen beide auf dem Boden, so wendet sich das Weib freundlich an Dorothea mit den Worten: „Komm' meine Liebe, ich will mein Versprechen halten. Folge mir in meine Hütte.“ Doch Dorothee bleibt zaudernd stehen und spricht: „Ach, laß mich! Wie soll ich meine Lieblingslämmer allein lassen? Wer wird ferner meine Herde weiden?“ Doch das Weib erwidert grinsend: „Du einfältiges Mädchen, komm mit mir, in Gold und Silber sollst du einhergehen, Fürsten sollen sich vor dir beugen!“ Da folgt Dorothea langsam, zwar blickt sie noch einmal mit Tränen in den Augen nach ihrer Herde zurück, aber umkehren kann sie nicht, eine unsichtbare Macht heißt sie dem Weibe folgen. Endlich er-

reichen beide die Hütte. Doch erschreckt bebt Dorothee zurück. Ein schreckliches Ungeheuer, halb Mensch, halb Fisch, erblickt sie. „Fürchte dich nicht!“ spricht hierauf die Hexe zu Dorothee, „folge mir nur. Es ist dies mein Sohn, der Beherrscher des Meeres“, und mit diesen Worten zeigt sie stolz lächelnd auf das Ungeheuer.

Letzteres erhebt sich, verneigt sich plump und spricht: „Meinen besten Gruß und Dank, Frau Mutter! Wie ich sehe, hast du mich mit deiner Liebe wieder reichlich bedacht. Einen solchen fetten Bissen, wie du mir heute bringst, habe ich lange nicht gehabt,“ bei diesen Worten blickte er lüstern auf Dorothea, welche zitternd dastand· Unwillig erwidert aber das Weib: „Berühre sie nicht, es ist meine Retterin! Weißt du nicht, daß mich der König erhängt hatte? Ohne dieses Mädchen lebte ich jetzt nicht mehr! Ich will es ihr lohnen und zugleich mich rächen. Doch was stehst du lange, gehe hin und fange mir ein Huhn.“ Mit sichtlicher Enttäuschung entfernte sich der scheußliche Sohn. Dorothea befand sich mit der Hexe allein, erschöpft ließ sie sich auf eine Rasenbank nieder. Das Weib machte während dessen ein mächtiges Feuer an, grell fielen die Flammen auf die schwarzen, kahlen Wände der Hütte. Molche und Frösche, welche in den Wänden derselben ihre Schlupfwinkel hatten, fuhren er-

schreckt auf und durchliefen die Wohnung. Dorotheen durchrieselte es kalt, bleich mit stieren Augen blickte sie in die Glut.

Da kehrte endlich das Seeungeheuer mit einem getöteten Huhn zurück. Das Weib nahm es und schnitt einige Streifen Fleisch aus der Brust desselben und flüsterte während dessen ihrem Sohne einige Worte ins Ohr.

Plötzlich kommen beide auf Dorothee zu, entkleiden dieselbe, tragen sie nach dem steinernen Tische, welcher in der Mitte der Stube steht, und binden sie auf demselben fest. Dorothea war anfänglich in Ohnmacht gefallen, erwachte aber bald wieder an heftigen Schmerzen. Die Stricke, mit welchen ihre Arme und Beine gebunden waren, schnitten tief in ihr Fleisch ein. Ihre Angst wurde noch größer, als sie hörte, wie Mutter und Sohn an einem Schleifsteine, welcher in der Ecke der Hütte stand, ein Messer scharf machten. Als beide diese Arbeit beendet, trat das Weib hinzu, berührte mit ihrer knöchernen Hand die Brust Dorotheens und sprach: „Sei unbesorgt, ich werde jetzt drei Streifen Fleisch in Form kleiner Kreuze aus deiner Brust schneiden und in den entstandenen Lücken Hühnerfleisch setzen, erst so kannst du unsern Zwecken recht dienen."

Hierauf schnitt sie mit großer Geschwindigkeit drei Kreuze aus der Brust Dorotheens, diese

schrie laut auf, verlor aber die Besinnung nicht, sondern sah, wie das Weib das Fleisch ihrem Sohne zuwarf, welcher es gierig verschlang, und wie sie darauf Streifen von Hühnerfleisch nahm, wie sie dieselben in eine Flüssigkeit tauchte und in die Wunden der Brust setzte. Doch kaum fühlte sich Dorothea von dem Hühnerfleisch berührt, als es ihr kalt durchfuhr, alle Schmerzen hörten plötzlich auf. Ganz andere Gedanken wurden jetzt in ihr wach; war sie früher demütig und bescheiden gewesen, so war jetzt ihr Sinn nur noch auf Reichtum und Ehre gerichtet. Als ihre Fesseln gelöst waren, sprach sie zur Hexe: „Gib mir die versprochenen Kleider und mache mich zur Königin.“ Da schlug die Hexe mit einer Haselrute an die Wand und ein Schrank tat sich auf, in welchem sich die schönsten Kleider, Schuhe, Armspangen usw. befanden. Dorothea suchte sich ein goldenes Kleid aus, denn die gelbe Farbe sprach ihr jetzt besonders zu, tat gelbseidene Schuhe an ihre Füße, goldene Spangen um die Arme und eine goldene Kette um den Hals. Nachdem sich so Dorothea aufs beste geschmückt, schlug die Hexe mit dem Haselstabe unter die Frösche, Kröten und Molche und plötzlich stand eine prächtige Kutsche mit zwei starken, isabellfarbenen Rossen bespannt, und auf welcher ein Kutscher saß, vor der erstaunten

Dorothea. „Setze dich jetzt in die Kutsche", sprach hierauf die Zauberin, „gib dich bei dem Könige als eine vertriebene Königstochter aus, er wird dich zur Gemahlin nehmen, ich fordere weiter nichts von dir, als daß du dem Könige nach eurer Hochzeit das Leben verbitterst, und daß du mir seine Tochter überlieferst! Wehe dir aber, wenn du dieses versäumst!" Dorothea versprach alles zu halten. Hierauf trieb der Kutscher die Pferde an und befand sich bald auf dem Wege zur Residenz.

Dem König des Landes, Echtorod, war bei der Geburt eines Töchterchens seine Gemahlin gestorben. Er war bei dem Tode der treuen Lebensgefährtin untröstlich und beschloß, sich nie wieder zu vermählen, sondern sich nur allein der Erziehung seiner kleinen Tochter Uchtine zu widmen. Mit der Zeit aber vernarbten die Wunden und der König änderte seinen Entschluß. Auch meinte er, es seinem Kinde schuldig zu sein, ihm wieder eine Mutter zu geben, weil eine Erziehung ohne die wärmende Mutterliebe nur halb ist. Doch hatte der König bis jetzt noch keine passende Frau finden können.

Da, eines Tages erscholl in der Hauptstadt das Gerücht, eine reiche vertriebene Königstochter nähere sich der Residenz und flehe um des Königs Schutz. Echtorod eilte ihr sofort ent-

gegen (wie wir wissen, war diese Königstochter keine andere als die Hirtin Dorothea). Als die Prinzessin den König erblickte, sprang sie schnell aus ihrer Kutsche, warf sich auf die Erde und rief: „Ich bin die Tochter des Königs Eberding von Amdonien, der Feind hat unser Reich eingenommen; mein Vater und meine zwei Brüder sind im Kampfe gefallen, meine Mutter und meine Schwester sind in die Sklaverei geschleppt, mir allein ist es gelungen, mich mit einigen Schätzen zu retten. Böse Geister scheinen mich geäfft zu haben, denn schon seit drei Wochen fuhr ich in einem finstern Walde umher, nur der Treue dieses Kutschers verdanke ich mein Leben. Verstoße mich nicht aus deinem Reiche, nimm mich in deinen Schutz.“ Der König, durch ihre Schönheit geblendet und durch ihre Rede gerührt, hebt sie auf und trägt sie in seinen eigenen Wagen, dann sendet er einen Diener ab, damit dieser Vorbereitungen zu einem würdigen Empfange der Königstochter Edelina (so nannte sich jetzt Dorothea) treffe. Langsam fuhr der König mit der vermeintlichen schönen Königstochter der Stadt und seinem Schlosse zu. Der vorausgesandte Diener versetzte durch seine Nachricht die ganze Stadt in Aufregung, alles wollte die vertriebene Prinzessin begrüßen, in welcher man schon die zweite Gemahlin des geliebten Königs

sah. Groß und klein, alt und jung eilten aus der Stadt nnd jubelten dem schönen Paare zu. Edelina aber schmiegte sich sanft an den König und flüsterte ihm verschämt Dankesworte zu. Der König, ganz im Sinnenrausche gefangen, legte seinen Arm um ihren zierlichen Leib. Endlich war die Stadt erreicht. In dem Augenblicke aber, als der Wagen durch das Stadttor fuhr, erscholl von allen Türmen das Geläute der Glocken, dazwischen mischte sich das Donnern der Kanonen. Im Schlosse angekommen, führt der König überglücklich Edelina in das schönste Zimmer des Schlosses und bittet um ihre Liebe. Daß sein Flehen erhört wurde, können wir uns denken. Nach einigen Wochen wurde die Hochzeit des Königs Echtorod mit Edelina in großer Pracht gefeiert. Jetzt schien die Glückseligkeit in dem Schlosse des Königs eingekehrt zu sein. Fest folgte auf Fest und Lustbarkeit auf Lustbarkeit. Der König fühlte sich glücklich in dem Besitze seiner Gemahlin, sie schien nur für ihn zu leben, all' ihr Tun war nur darauf gerichtet, ihm Freude zu bereiten. Was wurde nun aber mit der kleinen Uchtine? Sie wurde von ihrer Stiefmutter sowohl, wie von ihrem Vater vernachlässigt. Ihre Erziehung lag ganz in der Hand einer Gouvernante, letztere verwaltete auch dieses schwere Amt mit der Sorgfalt und Liebe einer Mutter. Ihren Vater

und ihre Stiefmutter sah die kleine Uchtine selten. Als nach dreiviertel Jahren ihr eine Schwester geboren ward, wurde sie mit ihrer Erzieherin auf ein Gut geschickt; hier wuchs sie in ländlicher Stille auf. Die Gouvernante wies Uchtine, welche ein empfängliches und weiches Gemüt hatte, besonders auf Gott und die Schönheiten der Natur hin. Die kleinen Vögel beim Nestbau zu belauschen und die Fische des Teiches im Gutsgarten zu füttern, waren ihre liebsten Beschäftigungen. — — Die neugeborene Prinzessin erhielt nach ihrer schönen, aber stolzen Mutter den Namen Edelina.

Mehrere Jahre waren vergangen, das Glück des Königspaares war durch nichts getrübt worden. Die beiden Königstöchter wuchsen auf und sonderbar, eine war noch hübscher wie die andere. Uchtine hatte das elfte Jahr erreicht, Edelina das neunte, jene in ländlicher Stille in bescheidenen Ansprüchen, diese in den Prunksälen des Schlosses, wo alles nach ihrem Wunsche lebte, erzogen. Da, an einem Abende, als die Königin allein im Schloßgarten spazieren ging, stand plötzlich ein altes, häßliches Weib vor ihr. Edelina erkannte darin sofort die Zauberin, welcher sie ihr Glück verdankte. Letztere hub an: „Warum hältst du dein Versprechen nicht, wie ich es gehalten; noch hast du mir Uchtine

nicht ausgeliefert, und statt den König zu quälen, versüßt du ihm seine Tage! Soll ich dich wieder in Niedrigkeit zurückstoßen? Edelina antwortete: „Siehe, Uchtine konntest du dir schon längst selbst geholt haben, sie befindet sich auf einem Gute, welches ganz in der Nähe des Waldes, deines Aufenthaltortes, liegt. Meinem Manne das Leben verbittern kann ich wegen meiner Tochter nicht." „Hüte dich," fällt ihr da die Hexe kreischend ins Wort, „eben deshalb habe ich dich zur Königin gemacht, daß du mich an dem Könige, welcher mich hängen ließ, rächst; keine frohe Stunde darfst du ihm lassen." Edelina stand wie versteinert; das Weib aber verschwand unter höhnischem Lachen. Wohl eine Stunde hatte die stattliche Königin zerknirscht dagestanden, da raffte sie sich plötzlich auf und eilte dem Schlosse zu. Den ganzen Abend schloß sie sich in ihrem Zimmer ein und ließ dem König sagen, sie sei nicht wohl.

Am andern Morgen erschien bei dem Könige ein Bote, welcher die traurige Kunde brachte, daß Prinzessin Uchtine gestern Abend plötzlich verschwunden sei. Alle Nachforschungen, ihr auf die Spur zu kommen, seien bis jetzt vergeblich gewesen. Den König erschütterte diese Nachricht gewaltig, wohl hatte er sich gar nicht mehr um seine Erstgeborene bekümmert, aber

dennoch war seine Liebe zu derselben noch nicht geschwunden. Er eilte mit dieser Trauerbotschaft zu seiner Gemahlin. Die Königin erwiderte kalt: „Was habe ich damit zu schaffen, nie habe ich sie gesehen, du hast dich ja auch nicht um dieselbe bekümmert. Wer weiß, welcher Bauer sich in die Königstochter verliebt und sie entführt hat, eine hübsche Bäuerin wird sie abgeben.“ Der König verbiß diesen Spott, stillschweigend entfernte er sich; für so herzlos hatte er seine Gemahlin nicht gehalten, die er so sehr liebte und von der er sich in gleichem Maße geliebt glaubte. Alle Hebel setzte er nun in Bewegung, um seine Tochter wieder zu finden, aber es war vergebens.

Böse Stunden kamen jetzt oft über den König, wie bereute er es, Uchtine so vernachlässigt zu haben. Dazu kam es jetzt oft zwischen ihm und seiner Frau zu bösen Auftritten. Es war dem Könige das veränderte Wesen seiner Gemahlin unbegreiflich, hatte sie ihm sonst durch ihre Liebe das Leben zu versüßen gesucht, so verbitterte sie ihm jetzt dasselbe durch allerlei Kränkungen. Schließlich suchte der König den Zänkereien auszuweichen, indem er sich auf die Jagd begab. Über Edelina aber kamen oft Augenblicke, wo sie sich nach ihrer stillen Flur zu ihrer Herde zurücksehnte. Erwachte sie in

dunkler Nacht, so brach sie oft in Tränen aus, verzweifelt rang sie dann die Hände. Doch das Klagen ändert ihre Lage nicht, was die unerfahrene Hirtin, durch Reichtum geblendet, gelobt, ist der Königin jetzt so schrecklich auszuführen. Bald aber fand sie Mittel und Wege, ihr Gewissen zu betäuben, rauschende Feste wurden veranstaltet, und hier vergaß Edelina einige Augenblicke ihre Leiden.

Sehen wir uns jetzt nach Uchtine um. Sie war von der Hexe, als sie im Gutsgarten spielte, geraubt und in deren Höhle geführt worden. Anfangs beschloß die Zauberin, das unschuldige Mädchen sofort zu töten, doch bald besann sie sich eines andern. „Ich will sie bei mir behalten, bis sie erwachsen ist, und sie dann meinem Sohne schenken,“ sprach sie zu sich. Die guten Tage waren jetzt für Uchtine dahin, von früh bis spät wurde sie von der Hexe geplagt. Holz und Nesseln sammeln war die Hauptbeschäftigung der unglücklichen Königstochter. Dazu wurde sie fast täglich von der Hexe bei der geringsten Veranlassung, oft aber auch ohne alle Ursache, gepeitscht. Schlafen mußte sie auf einem Lager von Laub, welches sie selbst hatte sammeln müssen. Aber auch im Schlafe hatte das unglückliche Mädchen keine Ruhe, oft wurde sie auf ihrem Lager von Fröschen und Kröten be-

lästigt. Uchtine aber ertrug ihr Geschick geduldig, keine Klagen kamen über ihre Lippen, sie hoffte, daß Gott eines Tages ihrer Not ein Ende machen würde.

Eines Tages war die Zauberin abwesend; Uchtine benutzte diese Gelegenheit und begab sich unter eine mächtige Eiche, die am Ufer eines kleinen Baches stand, welcher in der Nähe der Hütte floß. Die Sonne befand sich im Untergange. Ihre letzten Strahlen fielen vergoldend auf die Kronen der mächtigen Eichen und Buchen. In dem nahen Gebüsche flötete die Nachtigall in lieblich sanften Tönen, plätschernd rieselte der Bach zu ihren Füßen dahin. Sinnend blickt Uchtine auf die untergehende Sonne, sie gedenkt vergangener Tage, ihrer glücklichen Kindheit, ihrer mütterlichen Erzieherin und ihrer toten Mutter. Hingerissen durch diese Betrachtungen bricht sie in bitterliche Tränen aus, verzweifelt wälzt sie sich in dem langen Grase, ihr langes Haar raufend, die Hände ringend, so daß sich ein Stein hätte erbarmen mögen. Endlich richtet sie sich auf die Kniee, faltet die Hände und fleht Gott um Erbarmen an. Da rauscht es plötzlich über ihrem Haupte. Uchtine sieht empor und erblickt einen mächtigen Adler. Allmählich senkt sich derselbe zu ihr nieder. Von Furcht ergriffen will sie anfangs fliehen, bald aber be-

ruhigt sie sich, denn der Adler läßt sich ruhig zu ihren Füßen nieder. Uchtine, erfreut über das zutrauliche Tier, streicht ihm das herrliche Gefieder und liebkost ihn, da glänzte eine Träne in dem Auge des königlichen Vogels. Endlich erhebt sich der Adler, mit majestätischen Schwingen steigt er empor. Uchtine aber ruft ihm nach: „O Adler, du einziges Wesen, das sich mir liebend genaht, kehre wieder!“ So lange als sie ihn sehen konnte, sah sie ihm nach, dann ging sie getröstet in die Hütte zurück. Die Hexe war schon heimgekehrt und zornig, daß Uchtine sich bei ihrer Rückkunft nicht in der Höhle befand, fällt sie über dieselbe her und richtet das arme Mädchen mit einer Haselrute schrecklich zu. Doch ruhig streckt Uchtine die zerschlagenen Glieder auf ihr ärmliches Lager aus, neue Hoffnungen sind in ihr Herz gekommen. Stets, wenn sich die Hexe von der Hütte entfernte, begab sich Uchtine an den geliebten Platz unter dem Eichbaume, und regelmäßig erschien der Adler. Sie fühlte sich hierdurch sehr getröstet, hatte sie doch ein, wenn auch stummes Wesen, welches ihre Leiden mitzufühlen schien.

Wieder waren mehrere Jahre vergangen. Beide Königstöchter waren zu herrlichen Jungfrauen erblüht. Uchtine, noch immer in den Händen der Zauberin, nicht minder schön als

ihre Stiefschwester, welche in dem Schlosse in aller Pracht erzogen war. Der Ruf von Edelinas Schönheit drang bald in alle Länder.

In einem Nachbarreiche herrschten zu dieser Zeit drei Brüder gemeinschaftlich. Der älteste von ihnen war verheiratet. Als man nun in diesem Lande viel von der Schönheit Edelinas redete, gedachte der älteste Bruder seine Brüder los zu werden, um allein regieren zu können. Er rief sie daher eines Tages zu zich und sprach: „Liebe Brüder! Wie ihr wißt, habe ich euch sehr lieb, oft gab ich euch Beweise davon, stets habe ich euer Bestes im Auge gehabt. Nun macht man viel Rühmens in unserer Stadt von der Königstochter Edelina, von der ihr doch gewiß auch schon gehört habt. Ich habe daher gedacht: Könnte sich nicht einer meiner Brüder um die schöne Prinzessin bewerben, hätte er nicht dadurch einen großen Thron erlangt? Wer von euch aber ledig zurückkehrt, denn einer von euch kann sie doch nur heiraten, wird von mir mit Freuden wieder aufgenommen werden.“ Die Brüder erwiderten: „Wohlan, wir wollen deinem Rate folgen, schon morgen reisen wir ab.“ Als sich die beiden Brüder entfernt hatten, frohlockte der ältere Bruder, denn er hoffte, daß beide mit gleicher Liebe zu Edelina entbrennen und sich dann aus Eifersucht einander töten würden.

Am nächsten Tage nahmen nun die beiden jüngsten Königssöhne Abschied von ihrem Bruder und begaben sich dann an den Hof des Königs Echtorod. Hier wurden sie mit großer Freundlichkeit empfangen. Als sie aber die schöne Königstochter sahen, erfüllten sich die Gedanken ihres Bruders, beide entbrannten in gleicher Liebe zu Edelina. Gemeinschaftlich traten sie nun vor den König und baten um die Hand seiner Tochter. Der König sah sie staunend an, dann sprach er: „Edle Königssöhne, euer Antrag ehrt mich, doch einer von euch kann meine Tochter nur besitzen; ich kann es nicht bestimmen. Wendet euch an meine Gemahlin und an meine Tochter, diese mögen entscheiden.“ Darauf wandte er sich und begab sich auf die Jagd; mit seiner Frau über diesen Punkt zu reden, wagte er nicht, denn selten sprach er noch mit derselben, weil sie dann stets mit ihm haderte und zankte.

Die so beschiedenen Königssöhne begaben sich sofort zu der Königin, von welcher sie sehr freundlich aufgenommen wurden. „Edle Prinzen“, hub Edelina lächelnd an, „ich kenne euer Begehr! Doch keinen von euch kann ich zurücksetzen und auch keinen bevorzugen. Darum merket auf meine Worte: In einem Walde, zwei Stunden von hier, lebt eine Hindin mit goldenen Hufen,

wer diese erlegt, der wird meine Tochter zur Gemahlin bekommen. Zwei Wege führen in diesen Wald, gehe einer von euch den einen, und der andere den andern Weg. Und nun eilet, meine Tochter brennt vor Verlangen, ihren Ehegemahl kennen zu lernen.“

Die Königssöhne verabschiedeten sich und begaben sich sofort nach dem Walde. Hier trennten sich zwei Wege, der eine führte links, der andere rechts in die Wildnis hinein. Oskar, der jüngste der Brüder, schlug den linken, Balduin, der ältere, den rechten Weg ein. Verfolgen wir zuerst den Weg des jüngern Königssohnes. Je tiefer er in den Wald hinein kam, je dichter wurde er. Immer schmaler wurde der Weg, endlich hörte er ganz auf. Ein dichtes Gebüsch hinderte das weitere Vordringen. Verzweifelt spähte Oskar jetzt nach einem Auswege. Endlich bemerkte er unten am Boden einen Gang durch das Gehölz. Auf Händen und Füßen kroch er durch denselben. Wer beschreibt sein Erstaunen, als er sich bald auf einem grünen, mit den herrlichsten Blumen besäten Platze, welcher von dichtem Gebüsch eingeschlossen war, befand und die Hindin hier schlafend liegen sah. Ohne sich lange zu besinnen, bindet er dieselbe, hebt sie auf die Schultern und macht sich eilends auf, die Stadt zu erreichen. Mit Freuden wird er

hier empfangen. Ihm war es gelungen, das Tier, welches er tot bringen sollte, lebendig zu fangen. Mit Entzücken fühlte sich Oskar von den weichen Armen der schönen Königstochter umschlungen, sein Herz schwelgte in Seligkeit, so daß er seinen Bruder ganz vergaß. Als der König Echtorod von der Jagd heimkehrte, wurde er von seiner Gemahlin mit offenen Armen empfangen. Sie war heute, seit langer Zeit, wieder die Liebe selbst, so daß der König allen Haß vergaß und sich glücklich fühlte. Unter Lust und Freude wurden nun die Vorbereitungen zur Hochzeit getroffen.

Sehen wir uns jetzt nach Balduin um. Unablässig hatte er seinen Weg verfolgt, ohne auf die Hindin zu stoßen. Traurig ließ er sich endlich unter einem Gebüsch an einem murmelnden Bache nieder. Enttäuscht und erschöpft schloß er die Augen. Doch noch nicht lange hatte er so gelegen, da schien es ihm, als vernehme er eine feine, weibliche Stimme. Er richtet sich empor, und wer beschreibt sein Erstaunen? In einiger Entfernung sieht er ein liebliches Mädchen im Grase knieen. Ein himmelblaues Gewand umgab ihre zarten Glieder, langes, dunkelblondes Haar wallte auf ihren Rücken nieder. Doch, was das Wunderbarste war, ein mächtiger Adler stand vor der Jungfrau und

schien mit ihr zu sprechen. Aus den Augen des wundersamen Mädchens entströmten bittere Tränen, und der Adler war damit beschäftigt, es zu trösten. Da, plötzlich umarmte es den Adler und ließ ihr Haupt auf sein glänzendes Gefieder fallen. Balduin glaubte zu träumen, kaum traute er seinen Augen. Die herrliche Jungfrau muß eine Fee sein, sagte er sich, doch wie kann ein übernatürliches Wesen weinen, fiel ihm da wieder ein. Endlich schwang sich der Adler in die Lüfte, blieb jedoch über dem Haupte des Mädchens schweben. Da wendete sich dasselbe um und sieht Balduin. Traurig bittend richtete es seine blauen Augen auf ihn.

Da konnte der Prinz nicht länger widerstehen, er nahte sich der Jungfrau. Mit unschuldsvollen Blicken folgte letztere jeder seiner Bewegungen und verharrte in ihrer bittenden Stellung. „Holde Jungfrau", sprach Balduin als er vor ihr stand, „wer bist Du? Was ist der Grund Deiner Traurigkeit? Kann ich dieselbe vielleicht lindern? Alle meine Kräfte stehen Dir zu Diensten!" Sie aber winkte mit der Hand, sich in dem Grase neben ihr niederzulassen, dann hob sie an:

„Ich bin die Tochter des Königs Echtorod, mein Name ist Uchtine. Bei meiner Geburt starb meine Mutter, bis zu meinem elften Jahre lebte

ich auf einem Landgute meines Vaters mit einer Erzieherin, welche mich wie eine Mutter erzog. Da an einem Abende in der Dämmerung, als ich noch in dem Parke spielte, nahte sich mir ein häßliches Weib, es eilt auf mich zu, streckt seine knöchernen Hände nach mir aus, ergreift mich; ich versuche zu schreien, doch eine unwiderstehliche Macht behinderte mich daran, meine Besinnung schwindet. Als ich erwachte, befinde ich mich in einer dunklen Höhle. In derselben habe ich bis jetzt, sieben Jahre lang gelebt. Hunger, Durst und Schläge waren meine Erzieher, Molche und Kröten meine Spielgenossen, ein Lager von Nesseln und Blättern war meine Ruhestätte, ein linnenes Tuch mein Gewand. Ich wäre vergangen in meinem Elende, hätte ich nicht Trost im Gebete zu Gott gefunden. Nur dann und wann, wenn meine Peinigerin, das alte Weib, abwesend war, konnte ich meinen Käfig verlassen. Hier unter dieser Eiche weinte ich mich dann recht aus und flehte zu Gott um Erlösung. Da kam eines Tages der Adler, welchen du jetzt über uns schweben siehst, zu mir. Er schien Mitleid mit mir zu haben, er war mir als ein Tröster von Gott gesandt, zwar stumm, aber doch das einzige Wesen, welches mit mir litt und fühlte. Ich streichelte das edle Tier und löschte meine Tränen mit seinem Ge-

fieder ab. Da öffnet er heute, zu meinem größten Erstaunen, den Mund, und ich erfahre, daß er mein Onkel, der Bruder meiner Mutter, ist. Durch den Sohn der Zauberin, welche mich gefangen hält, ist sein ganzes Reich verzaubert, und er selbst in einen Adler verwandelt. Heute sprach er zum ersten Male mit mir und enthüllte mir nicht nur, daß er mir verwandt, sondern brachte mir auch die Kunde, daß meine Rettung nahe sei. „Ein Jüngling wird Dich, mich und mein Reich erlösen", sprach er. Es ist aber auch die höchste Zeit, denn nach einigen Tagen werde ich das Licht der Sonne nicht mehr schauen. Gestern kam der Sohn des Weibes, ein schreckliches Ungeheuer, in unsere Wohnung; als ich seine Tritte vernahm, flüchtete ich mich in eine Ecke der Hütte, denn sein Anblick war mir stets widerlich. Er hatte mich nicht bemerkt, und auch wohl die Zauberin mochte meinen, ich sei außerhalb der Höhle, denn, nachdem der scheußliche Sohn sich umgesehen, bat er seine Mutter, mich ihm zu überlassen. „Sie ist jetzt in den besten Jahren", sprach er, „schön und fett, also gut, meinen Gaumen mit ihrem Fleische zu kitzeln." Das Blut erstarrte mir bei diesen Worten in den Adern. Die Mutter sprach: „Wohlan, ich will sie Dir überlassen, doch geduldige Dich noch ein Weilchen, sie muß sich erst einige

Tage erholen, auch will ich sie Dir geschmückt überliefern.“ Das Ungeheuer entfernte sich schmunzelnd, und die Zauberin ging mit ihm. Ich hatte nun Zeit, mich zu sammeln; anfangs zitterte ich zwar an allen Gliedern, doch bald fand ich wieder Trost im Gebet. Jetzt kehrte das Weib zurück, sie mußte ihrem Sohne das Geleit gegeben haben. Als sie eintrat, blickte sie mich scharf in die Augen, und als sie mich ruhig, fast freudig gestimmt sah, mochte sie wohl meinen, ich wüßte noch nichts von ihrem Vorhaben. Hierauf pfiff sie auf einer kleinen Pfeife, und alsobald kam eine Schlange aus der Ecke der Höhle und schlängelte sich um das Weib; sie gab derselben einen Auftrag, und ebenso schnell als die Schlange gekommen war, entfernte sich dieselbe. Bald darauf wurde ein großes, marmornes Gefäß von vielen Schlangen herbeigezogen. Die Hexe riß hierauf mein linnenes Gewand von meinem Körper und hob mich in das Gefäß. Dasselbe war mit dem köstlichsten Rosenwasser angefüllt. Verjüngend wirkte dieses Bad auf mich, neuer Lebensmut kehrte bei mir ein. Nach dem Bade kleidete mich die Zauberin aufs köstlichste, wie Du ja siehst, und wartete mir mit einem herrlichen Mahle auf. Ein schönes Lager, welches sie schnell herbei zauberte, wurde mir für diese Nacht

zuteil. Kein Schlaf kam mir aber in die Augen, unruhig warf ich mich auf dem weichen Pfühle umher. Endlich nahte sich der Morgen, da trat die Zauberin an mein Bett, nötigte mich zum Aufstehen und kleidete mich wieder aufs beste. Nach einem kräftigen Morgentrank führte sie mich hinaus und sprach: „Gehe hier an dem Bache spazieren, hungert Dich, so wende Dich in die Hütte, dort wirst Du Speise und Trank finden. Am Abende werde ich wiederkehren und werde Dir etwas Schönes mitbringen.“ Bei den letzten Worten blitzte ein unheimliches Lachen aus ihren Augen. Wahrscheinlich befindet sie sich jetzt bei ihrem Sohne, um Vorbereitungen zu seinem Mahle zu treffen. Dann wisse aber auch, daß ich alle diese Leiden meiner Stiefmutter Edelina verdanke. — — Du siehst mich hier, o Jüngling, zum Opfer geschmückt, willst Du mein von Gott gesandter Retter sein, so reiche mir Deine Hand. Mein Oheim, der Adler, wird uns dann von dieser Unglücksstätte hinwegführen.“

Kaum hatte das Mädchen ausgeredet, so konnte sich Balduin nicht länger halten, er schlang seinen Arm um sie und drückte einen Kuß auf ihren Mund, dann sprach er: „Wie kannst Du noch fragen, Uchtine, alles, was ich besitze, Leib und Leben, werde ich daransetzen, Dich zu

retten." Da rauschte es plötzlich über ihrem Haupte, der Adler ließ sich langsam hernieder und bat beide, sich auf ihn zu setzen. Als dies geschehen, erhob er sich wieder.

Balduin glaubte verzaubert zu sein, trug ihn doch ein Adler durch die Luft, zugleich hielt er ein schönes Mädchen, welches ihn freudig anblickte, in den Armen. Über Flüsse und Bäche, über Wälder und Felder, über Städte und Dörfer ging der Flug hin. Träumerisch blickte Balduin umher, über dieses und jenes nachdenkend; da weckte ihn plötzlich die Stimme Uchtinens aus seinen Betrachtungen. Sie fragte ihn nach seiner Heimat und nach dem Zweck seines Hierseins. Da erzählte er ihr, daß er ein Königssohn sei, und daß er ausgezogen, die schöne Edelina zu freien, wie ihm und seinem Bruder von der Königin die Aufgabe gestellt, die Hindin zu töten, und wie er dann Uchtine gefunden. Während Balduin sprach, flog der Adler langsam dahin, um den Worten des Königssohnes zu lauschen, Als dieser geendet hatte, beflügelte er seinen Lauf wieder und schnellte wie ein Pfeil durch die Lüfte. Endlich ließ er sich auf einem mächtigen Felsenvorsprunge, welcher mitten im Meere stand, nieder.

„Hier", sprach der Adler, „ist meine Behausung, und jetzt setzet Euch nieder und hört

meine Geschichte. Die öden Inseln, welche ihr dort im Osten des Meeres liegen sehet, bildeten mein Reich. Ich herrschte dort glücklich und zufrieden. Gott hatte mir eine edle Gattin, zwei hoffnungsvolle Söhne und eine blühende Tochter beschert. Letztere war besonders mein Stolz und die Zierde der ganzen Gegend. Eines Tages, als sie sechzehn Jahre alt war, ging sie am Meeresstrande spazieren. Da tauchte plötzlich aus dem Wasser ein scheußliches Ungetüm, halb Tier, halb Mensch, auf. Es betrachtete meine Tochter mit lüsternen Blicken und suchte sie durch Versprechungen zu sich zu locken. Entsetzt entfloh das Mädchen und warf sich halbtot in meine Arme. Durch meine Trostesworte beruhigte sie sich bald wieder. Als aber meine Söhne hörten, in welcher Gefahr ihre Schwester geschwebt, eilten sie dem Meere zu, um das Ungeheuer zu töten. Doch, o Schrecken, das ganze Ufer wimmelte von Ungeheuern, nur einige Fuß hohe Gestalten, ganz behaarte Geschöpfe. Meine armen Untertanen griffen zur Wehr, aber ihr Widerstand war vergebens, viele wurden erschlagen, so auch meine Söhne. Alle Inseln lohten in einem Flammenmeere, da steigt wieder, mit einem gelben, von einer Schlange umwundenen Stabe in der Hand, das Ungeheuer aus dem Wasser. Dreimal schwingt er den

Stab durch die Luft, da werden alle meine noch lebenden Untertanen in Raben, ich selbst aber in einen Adler verwandelt. Doch das schrecklichste Los traf meine Tochter. Das Ungeheuer ergriff sie bei den Haaren und zerrte sie in dem Sande umher. Ihr Geschrei drang mir durch Mark und Bein, aber ich konnte ihr keine Hilfe bringen. Endlich gab ihr das Ungeheuer mit einem Schwerte einen Hieb über die Brust und leblos sank sie zu Boden. Doch noch waren ihre Leiden nicht beendet, durch Zaubertränke erweckte sie das Ungeheuer wieder zu einem trostlosen Dasein. Am Tage liegt sie leblos im Sande des Meeresstrandes, die Nacht aber erwacht sie und tobt wie wahnsinnig auf den Inseln umher. Du, o Jüngling, bist von dem Schicksal ausersehen, uns zu retten. Wache diese Nacht auf den Inseln, Du wirst schwere Kämpfe zu bestehen haben, doch hüte Dich, daß Du meine Tochter berührst, will sie sich Dir nahen, so schlage mit dem Schwerte nach ihr, sie kann nie in das Leben zurückkehren, die Todeswunde ist zu tief gedrungen. In dieser Nacht, bekanntlich die Johannisnacht, vermögen die Ungeheuer durch ihre Zauberei nichts auszurichten, nur durch List können sie Dich besiegen. Darum sprich kein Wort mit ihnen, sprich nicht mit meiner unglücklichen Tochter, nach allem, was

sich Dir nähert, schlage mit dem Schwerte, dann wirst Du unbesiegbar sein.“ So sprach der wunderbare Adler.

Erstaunt hatte Balduin den Worten gelauscht. Uchtine war in Tränen ausgebrochen. Des Prinzen Auge fiel auf Uchtine, wie eine Rose vom Morgentau benetzt, saß sie da, und lieblicher noch erschien sie ihm in Tränen. Da konnte sich der Prinz nicht länger halten, begeistert rief er aus, indem er Uchtine umarmte und ihr einen Kuß auf ihren Rosenmund drückte: „Führe mich sofort nach den Inseln, Herr König, um diesen Preis (indem er Uchtine fester an sich drückte) will ich, wenn es sein muß, sterben und verderben. Laß mich jetzt nur noch Abschied nehmen von diesem herrlichen Wesen.“

Uchtine war untröstlich, als sie von dem nahen Abschiede des Prinzen hörte. Wohl war sie über seinen Entschluß erfreut, und doch zitterte sie für sein Leben. Lange umarmten sich beide. Endlich mahnte der Adler zum Aufbruch. Mit großem Schmerze rissen sich die Liebenden auseinander. Balduin setzte sich wieder auf den Rücken des Adlers und bald flog dieser pfeilgeschwind durch die Luft den Inseln zu. Nach Verlauf von einer Stunde hatten sie dieselben erreicht, der Adler setzte Balduin auf einen hohen Felsen, von welchem man alle

Inseln überschauen konnte, nieder und ermahnte ihn noch mit kurzen Worten zur Ausdauer. Darauf erhob er sich und eilte schnell nach seinem Neste zur weinenden Uchtine zurück. Die ganze Nacht blieben beide wach und flehten um das Leben des mutigen Jünglings zu Gott.

Als der Adler Balduin verlassen hatte, sah sich dieser nach seiner Umgebung um. Er befand sich auf einem hohen steilen Felsen. Den Fuß desselben umgürtelte halb das Meer. Brausend und zischend schlugen die Wellen gegen das harte Gestein. An der andern Seite stand der Felsen mit einer großen Insel in Verbindung. Auf derselben flatterten viele Raben mit wildem Gekreisch. In einiger Entfernung sah er noch mehrere Inseln liegen; und wunderbar, auch diese waren schwarz mit Raben bedeckt. Dem tapferen Balduin wurde etwas unheimlich zu Mute, doch verharrte er unbeweglich auf seinem Posten und faßte nur sein Schwert fester. Die Schatten der Nacht senkten sich allmählich auf die Erde nieder. Aus den Wolken trat blutigrot der Mond. Nur langsam klärte sich der Himmel auf, die Wolken verschwanden, der Mond verlor seine furchterregende blutige Farbe, bald badete sich sein blasser Schein im Meere, bald beleuchtete er den nackten, schwarzen Stein der Insel. Das Heer der Sterne erschien am Firma-

mente, unheimlich und doch friedlich flimmerten sie in unendlicher Ferne. Balduin setzte sich nieder, das Schwert nicht aus der Hand legend. Es schien ihm, als sei sein Leben entschwunden, und er befinde sich jetzt im Feenreiche. Allmählich entschlummerte er. Da, es mochte die Stunde der Mitternacht sein, drang plötzlich der Ton einer weiblichen Stimme zu ihm; er fuhr empor und sah erstaunt um sich. In der Mitte der Insel tat sich plötzlich die Erde auf. Eine weibliche Gestalt in weißem Gewande entschwebte der kalten Gruft. Unter einem grünen Pappelbaum, welchen Balduin jetzt erst bemerkte, ließ sie sich nieder und hub an zu singen. Ein solches Lied hatte Balduin noch nie vernommen. Die lieblichste Stimme, der klagendste und wehmütigste Ton, bald bittend, bald drohend, drang zu seinem Ohre. Er lauschte dem Gesange, konnte aber anfänglich die Worte nicht verstehen. Bald schien das Lied eine Klage um ein zerstörtes Glück, um einen entfernten Geliebten, bald ein Grabgesang, bald die Weise einer Wahnsinnigen zu sein. Endlich wurde ihm der Text verständlich, er lautete:

Du Pappelbaum,
Auf dunklem Raum
Stehst hier allein
Auf ödem Gestein.

O schau', du bleiches Mondgesicht!
Ach, du bringst mir die erwünschte Ruhe nicht!
Was hilft, ihr Sterne, euer Geflimmer,
Ihr, ihr helft mir doch nimmer!
Ach, du lang' ersehnte Ruh!
Pappelbaum, warum grünest nur du?
Warum bist du verschlossen, o Erde,
Daß keine grüne Pflanze mehr aus dir werde?
Verschwunden ist die schöne Zeit,
Ach, sie liegt so weit, so weit. —
Ach ihr geliebten Brüder mein,
Könnt ich im Tode bei euch sein!
Doch ich allein bin auserkoren,
Ich allein bin im Tode verloren.
Des Tages tot,
Des Nachts in Not,
Zu klagen der brennenden Wunde.
O ach, der unglücklichen Stunde.
Du Meereszwerg,
Komm' heraus aus dem Berg!
O töte mich, töte mich,
Ich danke dir sicherlich.
O herrlich bist du, o Tod,
Entbunden ist man aller Not,
Man spüret nicht der Tage Hast,
Man merket nicht der Nächte Rast,
Wer ruht in deinem Schoß,
Der ist der Sorgen los.
Erbarme dich, Meeresgott, Meereshort,
Nimm' doch mein Leben von mir fort!

Doch, was bitt' ich, was fleh' ich
Von dir, scheußlicher Gänserich.
Grausam, unbarmherzig bist du!
Du gönnst mir keine Ruh.
Du hast ein Herz von Stein,
Wie sollt es anders sein.
Halb Mensch, halb Tier,
Halb Fisch, halb Stier,
Halb Molch, halb Kröt', halb Schlange,
Halb Fleisch, halb Stein, halb Stange! — —
O Retter, Retter, nahe dich mir,
O Tod, o Tod, ach säh ich dich hier!
Doch es bleibt alles stumm
Rundherum.
O grüner, grüner Pappelbaum,
Hier lieg' ich an deinem grauen Saum.
O schöne, schöne Jugendzeit,
Wie liegst du so weit, so weit!
Mit träumendem Blick;
O kehre zurück!
Heult, ihr Wasser!
Brüllt, ihr Wogen!
Stürme, kommet angezogen!
Stürzet, Felsen!
Brecht, ihr Elsen!
Erde, tue auf deinen Mund,
Verschlinge mich zu derselbigen Stund!
Laue, helle Sommernacht,
Hätte ich meinen Lauf, wie du bald vollbracht!
Rosenblüte, Himbeersaft,

Gebet mir zum Sterben Kraft.
Nachtigallengesang und Uhugeschrei,
Ach, wenn es mein Grablied sei.
Doch es sind vergebens meine Klagen,
Meinen Schmerz vermag nur ich zu tragen.

Das Lied drang dem lauschenden Prinzen durch Mark und Bein. Er fühlte herzliches Mitleid mit dem unglücklichen Mädchen und wollte zu ihm eilen. Da fiel ihm die Warnung des Adlers ein, und er blieb auf seinem Posten. Die unglückliche Sängerin erhob sich und sah verwirrt um sich. Ihre schwarzen Haare flattern im Winde, ihr bleiches Gesicht erschien vom Monde beleuchtet, fahl und geisterhaft. Da wehte ein leises Lüftchen vom Meere her über die Insel und ließ das Gewand der Prinzessin faltenreich um ihre zarten Glieder wehen. Plötzlich wurde dasselbe etwas um die Schultern zurückgeschlagen, eine gewölbte, weiße Brust wurde sichtbar. Doch, o Schrecken, eine breite, klaffende, blutende Wunde zeigte sich auf der rechten Seite derselben. Dem spähenden Balduin erstarte der Lebenssaft in den Adern. Unverwandt mit stieren Augen blickte er auf die unheimliche Mädchengestalt. Da schien es ihm, als bemerkte sie ihn. Er faßte, der Warnung des Adlers eingedenk, unwillkürlich sein Schwert fester. Da erhob sich die Gestalt, von ihrem

Gewande schien sie durch die Luft getragen zu werden, und flog dem Felsen zu, wo sich Balduin befand. Ungefähr zehn Schritte ließ sie sich vor ihm nieder. Mit lieblicher Stimme rief sie, indem sie sich dem erstaunten Balduin näherte: „Komm her, mein Retter, trage mich von dieser unglückseligen Insel, bette mich in geweihte Erde.“ Doch Balduin hieb mit dem Schwerte um sich, so daß sie sich ihm nicht nähern konnte.

Da plötzlich rauschte es in dem Meere. Mit furchtbarem Gebrülle stürzte ein Scheusal, halb Tier, halb Mensch, aus den ächzenden Wellen auf den erschreckten Prinzen und die beklagenswerte Prinzessin zu. Wie die Königstochter den Unhold sah, schrie sie laut auf und bat Balduin klagend und dringend um Schutz. Sie suchte immer näher an den Prinzen zu kommen und suchte ihn zu umarmen. Von der andern Seite drang das Seeuntier auf ihn ein. Lange wehrte sich Balduin wie verzweifelt beide ab, ohne sie zu verletzen. Endlich erlahmte seine Kraft, da wagt die unglückliche Prinzessin einen Sprung nach ihm, er schlägt mit dem Schwerte nach ihr und trifft sie gerade in die Brust, in die alte Wunde. Sein Schwert war plötzlich rot vom Blute und letzteres lief ihm kalt um die Hand. Da schwebte die Prinzessin zurück nach der Gruft, aus welcher sie gekommen. Plötzlich

geschah ein Donnerschlag, die ganze Insel schien auseinander zu bersten; Mond und Sterne verschwanden, der Himmel wurde schwarz mit Wolken bedeckt. Immer wütender drang das Ungeheuer auf den Prinzen ein; er wußte sich nicht mehr zu helfen. Mit Wut und Verzweiflung stürzte er sich endlich auf den Feind, mit einem gewaltigen Hiebe trennte er schließlich dem Scheusal das Haupt vom Rumpfe. Dieses stieß in dem Augenblicke einen donnerartigen Schrei aus und sank in das Meer zurück. Plötzlich brauste das Wasser auf und aus demselben stieg eine scheußliche Hexe, mit triefenden, struppigen, schlangenartigen Haaren empor. Mit kreischender Stimme rief sie: „Komm' herunter ins Meer, Mörder meines Sohnes, stirb auch Du." Mit diesen Worten drang sie auf Balduin ein. Doch dieser traf auch sie mit dem Schwert und blutend sank sie fluchend in das Meer zurück. Dann wurde es ganz ruhig auf der Insel. Plötzlich vernahm er, wie aus weiter Ferne, folgende Worte: „Habe Dank, o Jüngling, Dir verdanke ich die ewige Ruhe. Habe Dank für den glücklichen Hieb. Mit meinem Blute benetzt, hast Du Dein Schwert siegreich gegen das Ungeheuer gebrauchen können. Habe Dank, habe Dank!" Die letzten Worte verhallten an den Ohren des siegreichen Prinzen wie Glockenklang. Endlich

vernahm er keinen Ton mehr, und bald schlief er ermattet ein.

Als Balduin erwachte, sah er sich staunend um, er wußte anfangs nicht, wo er sich befand. Endlich fiel ihm ein, daß er nach dem siegreichen Kampfe mit dem Seeungeheuer auf einem Felsen ermüdet eingeschlafen sei. Kaum traute er seinen Augen, jetzt lag er in einem weichen, feinen Bette, welches sich in einem herrlichen, freundlichen Zimmer befand. Der Prinz glaubte noch zu träumen, als er aber seine Kleider vor dem Bette liegen sah, kleidete er sich an. Verwundert trat er ans Fenster. Eine große Stadt lag zu seinen Füßen, in den Straßen bewegte sich eine große Volksmenge, er befand sich in einem mächtigen Schlosse.

Da öffnete sich die Tür und die Prinzessin Uchtine trat ein, mit strahlenden Augen eilte sie auf den Prinzen zu und schloß ihn in ihre Arme. Hinter ihr aber schritt ein ernster Mann in königlicher Pracht. Es war der ehemalige Adler, der Onkel Uchtinens. Lange sprachen die drei kein Wort; Uchtine und Balduin verharrten in stummer Umarmung. Endlich hob der König an: „Tapferer Prinz, warum so stumm! Blicke um Dich, alles, was Du hier siehst, hat durch Dich seine vorige Gestalt wieder bekommen. Die Raben, welche Du hier auf den Inseln flattern sahst, wurden

in dem Augenblicke wieder in meine Untertanen verwandelt. Nur die Erschlagenen sind nicht wieder erstanden. Alle Städte und Dörfer stehen wieder da, wie ehedem. Ohne Deine tapfere Tat wären wir ewig verzaubert geblieben. Darum nimm meinen Dank hin, sei mein Sohn, sei mein Erbe."

Da hub der Prinz an: „Wohl wünsche ich Dein Sohn zu sein, doch nur unter einer Bedingung, ohne Uchtine vermag ich nicht zu leben, will sie nicht meine Gemahlin werden, so kann ich nimmer bleiben, rastlos muß ich dann durch die Welt irren."

Da antwortete Uchtine mit verschämtem Lächeln: „Lieber Freund, Dir, der Du mich vom Tode errettet hast, gehöre ich ewig an."

Mehrere Monate waren vergangen. Uchtine und Balduin hatten ihre Hochzeit gefeiert. Alles Volk war ob der glücklichen Wendung der Dinge hoch erfreut. Auf dem Grabe der unglücklichen Prinzessin, der Cousine Uchtinens, prangte neben dem grünen Pappelbaum ein herrliches Denkmal, welches der König hatte errichten lassen. Uchtine und Balduin lebten sehr glücklich, kein Wölkchen trübte den Ehehimmel. Der König, der ehemals verwünschte Adler, lebte bei ihnen und freute sich des glücklichen Paares. Eines Tages trat er zu Balduin und

Uchtine und sprach: „Es läßt mir keine Ruhe mehr, ich muß hin und meinem Schwager die Augen öffnen. Er ist lange genug von der Hirtin geäfft worden, denn wie Du, Uchtine, in der Höhle erfahren hast, hat sich Deine Stiefmutter nur vermöge der Zauberkräfte der Hexe zur Königin aufgeschwungen.“

Uchtine antwortete: „Es ist wahr, meine Stiefmutter ist nur eine Hirtin, sie wird jetzt auch keine ruhige Stunde haben, denn einst belauschte ich die Hexe, wie sie zu ihrem Sohne sagte: „Wenn wir einst sterben sollten, wird die Königin Edelina keine Ruhe mehr haben, unruhig und mißmutig wird sie sein, bis ihr die drei Kreuze von Hühnerfleisch aus der Brust geschnitten und die Wunden mit dreizehn Blutstropfen besprengt sind. Die dreizehn Blutstropfen müssen aber aus der Brust einer Prinzessin sein, auch muß sich selbige Prinzessin freiwillig die Brust ritzen lassen, sonst kann die Königin nicht von dem Banne erlöst werden. Ihre eigene Tochter kann sie aber auch nicht retten, denn nicht durch eigenes Blut ist der Zauber zu bannen.“ Laß nur die Königin, sie wird jetzt durch die Unruhe ihres Geistes genug gestraft.“

Der König aber antwortete: „Ich will nicht, daß meine Verwandten durch eine Hirtin zu Narren gemacht werden; noch heute breche ich

mit meinem Gefolge nach der Hauptstadt meines Schwagers auf, damit er die Hirtin nach Verdienst strafe."

Da entgegnete Uchtine: „Lieber Onkel, dann werden wir mit dir ziehen; ich habe Verlangen, meinen Vater zu sehen, auch möchte ich gern meine Schwester kennen lernen; auch Balduin trägt Begierde, zu erfahren, wie es seinem Bruder ergangen ist."

Am folgenden Tage brachen nun der König, Balduin und Uchtine mit einem großen Gefolge nach der Hauptstadt des Königs Echtorod auf. Nach einigen Wochen trafen sie dort ein. Hier war gerade die prachtvolle Hochzeit der Prinzessin Edelina und des Prinzen Oskar vorüber. Zur Nachfeier sollte heute auf Wunsch der Königin ein großes Fest gefeiert werden. Die Königin war seit einigen Wochen wieder wie umgewandelt. Mit ihrem Gemahl lebte sie in Frieden, aber keine rechte Fröhlichkeit kam mehr über sie. Fast stündlich wurde sie von ihrem Gewissen gepeinigt, der Schlaf floh in der Nacht ihren Augen, sie war trotz des Glückes ihrer Tochter höchst unglücklich. Wie oft sehnte sie sich nach ihrer stillen Flur, nach ihrer Herde zurück. Um sich zu zerstreuen, hatte sie, wie schon gesagt, ein Fest zur Nachfeier der Hochzeit ihrer Tochter veranstalten lassen.

Da traf plötzlich der Besuch an dem Hofe ein. König Echtorod erkannte sofort seinen Schwager und war hocherfreut, ihn wiederzusehen. Uchtine erkannte er nicht; er hielt sie für die Tochter seines Schwagers. Als er Balduin sah, war er sehr erstaunt und sprach: „Wie, edler Prinz, seid Ihr auf einen andern Weg geraten und habt auch eine hübsche Gemahlin gefunden, ihr Bruder wird sich des Wiedersehens freuen.“ Hierauf wandte er sich wieder an seinen königlichen Schwager und sagte: „Ich werde meine Gemahlin von euerer Ankunft benachrichtigen.“

Doch der Schwager zog finster die Augenbrauen und entgegnete: „Laß es deiner Frau noch nicht ansagen, komm auf dein Zimmer, wir haben wichtige Sachen mit dir zu reden.“

Echtorod, verwundert über diese Worte, führte seinen Schwager, Balduin und Uchtine in sein Arbeitszimmer. Hier erfuhr er nun über die Abkunft seiner Frau, über das Verschwinden Uchtinens, über Balduins Kampf usw. König Echtorod war ein schwacher Charakter; er liebte seine Gemahlin über alle Maßen und war froh, wenn er ein freundliches Wort von ihr bekam. Er wollte daher nicht an die Schuld Edelinas glauben. Als ihn aber sein Schwager in Gegenwart des jungen Paares einen Schwachkopf

nannte, da siegte sein gekränkter Ehrgeiz über die Frauenliebe. Er umarmte Uchtine und begrüßte sie als langvermißte Tochter, dann rief er: „Folget mir!“ Schnell hieß er noch drei Diener ihm folgen und fort ging es zu den Gemächern seiner Gattin.

Diese hatte sich gerade aufs schönste zu dem Feste geputzt und wollte gerade ihr Zimmer verlassen, als der König die Tür aufriß. Wütend, wie ihn die Königin noch nie gesehen, rief Echtorod den Dienern zu: „Greifet die Betrügerin!“ Die Diener stürzten sich auf dieselbe. „Streckt sie auf den Teppich nieder und bindet sie,“ befahl der König weiter. Die Diener gehorchten. Hierauf gab der König ihnen einen Wink, sich zu entfernen. Die Diener verließen das Zimmer. Edelina hatte bis jetzt keinen Laut von sich gegeben, still wie ein Lamm hatte sie sich niederstrecken und binden lassen. Sie war zu sehr über das Benehmen ihres Gatten erstaunt.

Als sich aber die Tür hinter den drei Dienern geschlossen hatte, hub sie an: „Mein lieber Gemahl, dieser Vorgang ist mir unerklärlich. Was habe ich verbrochen, daß du mich so behandelst?“ Der König erwiderte: „Wie kannst du noch fragen! Hast du mich nicht schmählich belogen und betrogen? Wie fein tratst du Hirtin durch die Zauber-

tränke der Hexe als vertriebene Königstochter auf. Sieh hier meine älteste Tochter, welche du durch die Zauberin töten wolltest!“ Edelina war ganz erstaunt, als sie sich verraten sah. Doch bald faßte sie sich wieder und sprach: „Wohl habe ich gefehlt, durch Versprechungen und Glanz geblendet bin ich in die Gewalt der Zauberin geraten und bin auch jetzt noch in ihrem Banne, es ist mir, als wenn ich nie mehr daraus befreit werde. Aber wie schrecklich habe ich leiden müssen, besonders in der letzten Zeit, ohne Ruhe, ohne Rast eilt mein beschwerter Geist mit den schwindenden Tagen dahin, stets fühle ich mich beklemmt, selbst der Schlaf, der Betäuber aller Sünden, flieht meinen Augen. Wohlan, kannst du mir mein Vergehen nicht vergeben, so töte mich, dann bin ich von aller Angst und Not befreit.“

In dem Innern des Königs Echtorod ging, als er diese Worte hörte, ein heftiger Kampf vor sich. Das Weib, welches er über alles liebte, lag gefesselt zu seinen Füßen. Er sah, wie ihr Busen wogte und zitterte und wie ihre Augen bittend auf ihm ruhten. Er wandte sich von ihr ab und sprach zu Uchtinen: „Ich vergebe meiner Gemahlin alles, was sie Unrechtes getan; ich überlasse sie dir, willst du dich rächen, wohlan, sie ist in deiner Hand.“

Uchtine erwiderte: „Laß einen Diener kom-

men.“ Der König klingelte, und ein Diener erschien. Uchtine wandte sich an denselben und sprach: „Gehe hin und rufe den Leibarzt und befiehl ihm, spitze und scharfe Instrumente zum Schneiden und Aderlassen mitzubringen.“ Der Diener entfernte sich.

Da wandte sich Edelina an Uchtine und sprach: „Edle Prinzessin, laß mich nicht lange martern, sondern töte mich schnell. Siehe, ich habe schon genug innere Schmerzen erlitten, erspare mir der marternden, leiblichen Qualen. Laß lieber gleich mein Haupt durch einen Hieb vom Rumpfe trennen.“ Uchtine aber schwieg. Da wandte sich die unglückliche Königin wieder an ihren Gemahl und sagte: „Mein lieber Gatte, du siehst mich hier hilflos vor dir liegen. Meine Arme, die dich so oft liebevoll umfingen, ließest du mir auf den Rücken binden, habe du Mitleid mit mir, verkürze wenigstens mein Ende. Laß mich auch noch einmal meine, unsere Tochter sehen, damit sie meine Pein und meine Peiniger kennen lerne.“ Der König aber sah mit Tränen in den Augen bittend auf Uchtine.

Da öffnete sich die Tür und der Arzt trat ein. Uchtine eilte nun zur Königin und entblößte ihr die Brust, dann rief sie dem Arzte zu: „Du siehst hier zwischen den Brüsten der Königin drei weiße Kreuze, schneide dieselben behutsam

heraus." Der Arzt zauderte, doch als ihm der König Echtorod zunickte, entfernte er mit einigen schnellen Schnitten die Kreuze von Hühnerfleisch. Die Königin tat einen herzerschütternden Schrei, verlor aber die Besinnung nicht, sondern sah starr auf Uchtine. Diese aber entblößte sich schnell die eigene Brust, riß dem Arzte das Messer aus der Hand und ritzte sich die Brust, so daß das Blut hervorquoll. Schnell neigte sie sich dann auf die Königin nieder und spritzte ihr dreizehn Blutstropfen in die Wunden. Da zuckte plötzlich die Brust der Königin, die Wunden waren verschwunden und die Stellen, wo die Kreuze ausgeschnitten, sahen aus wie das andere Fleisch. Aber auch Uchtinens Brust heilte sofort. Der Zauber, in welchem sich die Königin Edelina befunden, war gelöst. Uchtine löste nun der Königin die Bande und hob sie liebevoll mit den Worten auf: „Laß jetzt allen Hader und Streit vergessen sein!"

Alle Zuschauer dieses Auftrittes waren gerührt und begeistert von der edlen Tat Uchtinens. Balduin umarmte seine Gattin mit den Worten: „Erst jetzt habe ich deinen wahren Wert erkannt, liebe Uchtine, nicht nur dein Leib ist mit Schönheit ausgestattet, sondern auch dein Geist ist edel und gut."

Plötzlich öffnete sich die Tür und Oskar,

der Bruder Balduins, trat mit seiner jungen, hübschen Gattin ein. Beide waren erstaunt, so viele Personen in dem Zimmer der Königin zu sehen. Besonders verwundert war Oskar über die Anwesenheit seines Bruders. Als sie aber die Geschichte erfuhren, da umarmten sich alle, besonders die beiden Schwestern, Edelina und Uchtine.

Einige Wochen blieben Uchtine, ihr Gatte und ihr Onkel in der Hauptstadt des Königs Echtorod, dann kehrten sie nach ihrem Inselreiche zurück. Besonders glücklich lebte jetzt der König Echtorod mit seiner Gattin, letztere suchte durch Liebe und Herzensgüte alles auszugleichen, was sie einst, als sie noch in dem Banne der Zauberin stand, ihrem Gatten an Kränkungen zugefügt hatte. Oft besuchten sich die beiden Königsfamilien und dann wurde immer ein großes Fest gefeiert. Die Königin Edelina aber ließ zum Andenken an alle die wunderbaren Begebenheiten ein Denkmal errichten, welches die Inschrift trägt:

Wo Liebe, da Versöhnung,
Wo Versöhnung, da Friede!



Inhaltsverzeichnis.



